

Dominik Bardow

aus Deutschland



Stipendien-Aufenthalt in Argentinien

vom 12. September bis 25. Oktober 2010

Argentinische Mythen: Carlos Gardel, Evita Perón, Che Guevara und Diego Maradona

„Unglücklich das Land, das keine Helden hat.“ Andrea Sarti, Schüler
„Nein, unglücklich das Land, das Helden nötig hat.“ Galileo Galilei
aus: Das Leben des Galilei, Bertolt Brecht

Von Dominik Bardow

Argentinien, vom 12. September bis 25. Oktober 2010



Inhalt

1. Über den Autor	16
2. Argentinien und seine Mythen	16
3. Über Mythen	17
4. Carlos Gardel – der Heimatlose	19
4.1 Der Tango ist argentinisch – oder etwa nicht?	20
4.2 Gardel wird zum Politikum	22
4.3 Gardel im Gaucholand	24
5. Che Guevara – der Verkannte	26
5.1 Che – ein neuer Mensch?	27
5.2 Che – ein Vorbild und Líder?	29
5.3 Der Che lebt – in Rosario	33
5.4 Ein Mythos spaltet ein Land	34
6. Evita Perón – die Vorlage	36
6.1 Politiker als Rockstars	37
6.2 Jubelperser und Prinzessinnen-Storys	40
6.3 Identität fernab jeder Kritik	41
6.4 Die letzte Ruhe muss warten	43
7. Diego Maradona – der Wiederaufersteher	44
7.1 Der geliebte Feind	47

7.2	Looking for Diego	49
7.3	Auf ins Labyrinth	50
8.	Interview mit dem argentinischen Philosophen Juan José Sebreli über Mythen	55
9.	Fazit: Was die vier Mythen über Argentinien aussagen	59

1. Über den Autor

Vom Rande des Ruhrgebiets bis Buenos Aires ist es ein weiter Weg. Dazwischen liegen 11.500 Kilometer und 28 Jahre. Geboren wurde ich 1982 in Dorsten und wuchs im beschaulichen Schermbeck auf. Nach dem Abitur 2002 in Dorsten zog es mich ein Stück weiter in die Welt hinaus – Richtung Argentinien, jedoch mit einigen Umwegen.

Nach meinem Zivildienst in Osnabrück arbeitete ich einige Monate als Barkeeper in London, bevor ich in Berlin, Hamburg und Modena studierte. In Barcelona arbeitete ich ein halbes Jahr als Übersetzer und ging dann an die Deutsche Journalistenschule in München, um mich zum Redakteur ausbilden zu lassen. Mittlerweile arbeite ich für die Zeitung „Der Tagesspiegel“ in Berlin, für den ich über Sport- und Gesellschaftsthemen schreibe, ebenso für „Zeit Online“ und die Wochenzeitung „Der Freitag“.

Meine Aufenthalte in Spanien und Italien weckten meine Neugier auf ein Land, das wie kein zweites von Spaniern und Italienern geprägt wurde: Argentinien. Im September 2010 begann, dank der Heinz-Kühn-Stiftung, meine Reise.

2. Argentinien und seine Mythen

Vom 6. bis 10. Oktober 2010 war Argentinien Ehrengast auf der Frankfurter Buchmesse. Im August 2008 benannte Präsidentin Cristina Fernández de Kirchner die vier Persönlichkeiten, die Argentinien auf einem der wichtigsten Literaturtreffs der Welt vertreten sollten: den Tango-Sänger Carlos Gardel, Evita Perón, Präsidentengattin und Musicalstar, den Revolutionär Ernesto „Che“ Guevara und die skandalumwitterte Fußballikone Diego Maradona. Schriftsteller wurden von dem Land, das Literaten von Weltrang wie Jorge Luis Borges, Julio Cortázar oder Manuel Puig hervorgebracht hat, zunächst nicht benannt. Die Empörung war groß. Man stelle sich vor, Deutschland hätte Hans Albers, Kaiserin „Sissi“, Andreas Baader und Lothar Matthäus als Vertreter der deutschsprachigen Literatur benannt, auch wenn der Vergleich zugegebenermaßen hinkt. Im argentinischen Kongress kritisierte die Opposition die Auswahl der Linksperonistin Kirchner als populistisch, später wurde die Auswahl um Borges und Cortázar ergänzt. Magdalena Failace, die Direktorin des argentinischen Buchmessen-Komitees, erwiderte: „Wir wollen in Frankfurt unser Land zeigen, denn diese Ikonen repräsentieren Argentinien in der Welt, ob es einigen Intellektuellen und Verlegern gefällt oder nicht.“ In der einfachen Bevölkerung stieß die Ernennung eher auf Zustimmung.

Das packte mein Interesse. Warum fühlt sich eine Kulturnation wie Argentinien ausgerechnet von diesen Vieren repräsentiert? Warum sind Gardel, Evita, Che und Maradona Volksmythen, die in Argentinien eine Verehrung wie Heilige genießen? Warum dieser Personenkult, der wohl in keiner anderen Demokratie der Welt dermaßen ausgeprägt ist? Was sagt dies über Argentinien und die Argentinier aus? Ist es das einfache Volk, das sich diese Mythen schafft und erhält oder ist es ein Produkt aus Politik-, Medien- und Wirtschaftsinteressen? Und was sagt es über Deutschland aus, dass wir solche allgegenwärtigen Mythen nicht haben?

Um diese Fragen abschließend zu beantworten, hätte es wohl einer jahrelangen Recherchereise nach Argentinien bedurft. In meinen sechs Wochen im Land versuchte ich dennoch, Anhaltspunkte zu finden. Die folgenden Analysen und Reportagen zu den vier großen Mythen Argentiniens wollen versuchen, zumindest ein wenig Licht in die unergründliche argentinische Volksseele zu bringen.

3. Über Mythen

Viele Wissenschaften und Geistesgrößen haben sich bemüht, den Mythos zu definieren. Johann Wolfgang von Goethe nannte ihn „Menschenkunde im höheren Sinne“, Sigmund Freud sah im Glauben an Mythen ein Anzeichen für eine Neurose, sein Schüler Carl Gustav Jung sah den Mythos als ewigen Archetypen, der uns die unsichtbare Welt enthüllt.

Das Problem mit allen wissenschaftlichen Annäherungen ist, dass Mythen nichts mit Wissenschaft gemein haben – sie sind das genaue Gegenteil. Sie basieren nicht auf Logik oder Rationalität, sondern allein auf dem Glauben und den Gefühlen von Menschen, die sie durch Erzählung am Leben halten. Auf diese Art können Mythen ganze Völker vereinen, aber auch genauso Subkulturen schaffen.

Die ersten Mythen haben die antiken Griechen erschaffen, in dem sie ihre Götter vermenschlichten und Helden wie Herkules vergöttlichten. Damit legten sie das Grundmodell des Mythos: Eine Mythenfigur muss etwas Göttliches haben, eine außergewöhnliche Gabe, etwas, das ihn von der Masse abhebt und das die Menschen bewundern. Gleichzeitig braucht ein mythischer Held menschliche Schwächen, die es möglich machen, sich mit ihm zu identifizieren und mitzufühlen. Für Philosophen wie Platon und Aristoteles waren Mythen eine Erzählweise der Dichter, die immer Falsches, aber auch Wahres enthält. Gleichzeitig versuchten schon früh Herrscher, sich selbst zu Mythen zu machen, wie Alexander der Große, der sein Bild auf Münzen in seinem gesamten Weltreich verteilte.

Das Christentum verdrängte die primitiven Volksmythen nicht, sondern nahm sie auf, als Traditionen, Rituale und Heilige, wie etwa die verschiedenen Versionen der Jungfrau Maria weltweit zeigen. Die Schutzpatronin Argentiniens beispielsweise ist die Jungfrau von Lucán, eine Marienstatue, die sich der Legende nach nicht vom Fleck bewegen ließ und später immer wieder an den Wunderort zurückkehrte, wenn man sie fortbewegte.

Mit dem schwindenden Einfluss der Kirche gewannen Volksmythen wieder an Bedeutung, wie Robin Hood in England oder die Märchen in Deutschland, die die Gebrüder Grimm niederschrieben. Eine argentinische Version Robin Hoods ist bis heute der Gauchito Gil: Ein Gesetzloser, der angeblich die Reichen bestahl, um den Armen zu geben und Wunder wirkte.

In der Romantik wurde der Mythos ein Gegenentwurf zu Moderne und Aufklärung. Was die Vernunft nicht erklären konnte, erklärte das Gefühl. Für den reaktionären Romantiker Thomas Carlyle waren Mythen Helden des Schicksals, die frei und unabhängig den Lauf der Geschichte ändern konnten. Für Marxisten wie Georgi Plechanow waren sie das genaue Gegenteil: ein Produkt der geschichtlichen Umstände. Hätte es Napoleon Bonaparte nicht gegeben, glaubte er, hätte ein anderer seinen Platz eingenommen, denn die Geschichte verlangte danach.

Die aufkommenden Massenmedien wiederum nutzten ihre technischen Mittel, um lebende Personen zu mystifizieren: Sportler, Schauspieler und Sänger, deren Geschichten sich millionenfach verkaufen ließen. Dieses Potenzial zur Mystifikation entdeckten auch Diktatoren wie Adolf Hitler und Josef Stalin, die als Erste Medien für ihren Personenkult einsetzten.

Der Soziologe Max Weber versuchte mit seinem Konzept des Charismas zu erklären, wie Personen, unabhängig von Ethik oder Ästhetik, zu Mythen werden können: allein durch ihre Wirkung auf Menschen, durch eine Verschmelzung aus dem, wer jemand wirklich ist, und aus dem, was die Menschen in ihm sehen wollen. Karl Marx glaubte, dass Mythen in Krisenzeiten Konjunktur erleben, wenn Menschen lieber in Träumen als in der Wirklichkeit leben.

Bis heute sind Mythen also der Einzug der Magie in die Moderne, die Besinnung auf das ewig Gute und Schlechte im Menschen, reflektiert in der Geschichte einer Person. Der Glaube an Mythen ist der Glaube an Helden, die durch ihre Außergewöhnlichkeit das Schicksal entscheiden und die ein Volk einen. „Mythen bestimmen unsere nationale Identität, sie sind der Schlüssel, um uns zu verstehen und zu verständigen, indem wir uns auf sie beziehen“, sagte mir die argentinische Soziologin Gabriela Agosto bei meinen Recherchen. Doch gerade deshalb können Mythen, politisch missbraucht, ein Volk auch dazu verleiten, auf sie als Erlöser zu hoffen, anstatt gemeinsam das eigene Schicksal zu bestimmen. Der argentinische Philo-

soph Juan José Sebreli, mit dem ich bei meinen Recherchen sprach, sieht im Glauben an Mythen eine Tendenz zum Faschismus, im Gegensatz zum Glauben an die Demokratie, an die Verständigung der vielen.

Argentinien hatte dabei lange keine eigenen nationalen Mythen, von den ländlichen Legenden Gauchito Gil und der Jungfrau von Lucán abgesehen. 1926 klagte noch der Schriftsteller Jorge Luis Borges: „Es gibt keine Legenden in diesem Land, nicht ein Geist spukt durch unsere Gassen.“ Das junge Einwandererland hatte noch keine eigenen Geschichten zu erzählen. Das änderte sich mit dem Aufstieg des Tango-Sängers Carlos Gardel.

4. Carlos Gardel – der Heimatlose

Es ist ein sonniger Tag in der Totenstadt und Carlos Gardel raucht noch immer. Der Rauch zieht seine Schwaden durch den Friedhof Chacarita in Buenos Aires, durch das endlose Straßengewirr der Mausoleen – steinernen Totenhäusern, die von Engeln, Kreuzen und Blumensträußen geschmückt sind. Doch die lächelnden Lippen des Tango-Sängers berühren die Zigarette in seiner Hand gar nicht. Es ist der Wind, der die Asche abträgt und den Rauch in die Lüfte hebt. Doch die Argentinier, die der Bronzestatue Zigaretten in die Hand drücken, schwören, es sei Gardels Geist, der hier rauche.

Wer will mit Geistern streiten? Erst recht mit dem Geist Gardels, dessen Grab Millionen besucht haben. Einige haben Blumensträuße hinterlassen, die Gardels Statue lässig unter den linken Arm klemmt, die Hand in der Hosentasche, während die andere die Zigarette hält, andere Bronzeplaketten, die, an dem weißen Mausoleum befestigt, der lebensgroßen Statue darauf Loblieder singen wie etwa dieses: „Danke, du Edler“, Adolfo Schultze, ein dankbarer Seemann, New York, den 27. April 1950.

Carlos Gardel hat viel getan für die Welt und vor allem für die Argentinier. Bevor er 1935 bei einem Flugzeugunglück starb, hatte er den Tango aus den Gassen Buenos Aires‘ in die Salons dieser Welt gebracht. Mit seiner schmachtenden Stimme und dem Gaunerlächeln, so charmant-schief wie der Hut auf seinem pomadigen Haar, war er der erste Weltstar Argentiniens. Ein Frank Sinatra des Tangos, seine Tonaufnahmen wurden zum Weltkulturerbe erklärt. Doch vor allem gab der Sohn einer Französin dem Einwandererland eine Stimme, einen Sound und eine Identität. Das Bild des Morrocho del Abasto, des Dunkelhaarigen aus dem Einwandererviertel Abasto, wird tausenden Touristen tagtäglich zum Tango serviert und sie kaufen es gerne, die Platten, die Hüte und den Flair der Tango-Metropole Buenos Aires. „Gardel singt mit jedem Tag besser“, ist in Argentinien ein geflügeltes Wort, in der Alltagssprache ist Gardel zum Adjektiv geworden, zum In-

begriff von Kunst in höchster Vollendung. Diego Maradona spielte Gardel, Che Guevara war der Gardel der Revolution. Gardel ist Argentinien. Bei alledem gibt es nur ein Problem.

Es heißt Silvia Parodi und klettert gerade etwas unbeholfen vom Vorbau des Mausoleums, nachdem sie Gardel eine Zigarette angesteckt hat. „Für uns ist er Uruguayer“, sagt die 46-Jährige aus Montevideo stellvertretend für ihre Landsleute. Dass die Argentinier das anders sehen, stört sie nicht. „Das ist typisch argentinisch, dass sie lieber sehen, dass Gardel aus Europa käme.“ Wenn die Uruguayerin daran denkt, wie herablassend die Argentinier ihr Nachbarland auf der anderen Seite des Rio de la Plata betrachten, verfinstern sich ihre sonst so freundlichen dunklen Augen. „Das regt uns auf“, sagt sie. Dabei gebe es doch Geburtsdokumente, die belegen, dass Gardel 1887 in Uruguay zur Welt kam und nicht 1890 in Toulouse, wie die Argentinier behaupten.

4.1 Der Tango ist argentinisch – oder etwa nicht?

Der Streit um die Herkunft der argentinischen Ikone Gardel sagt viel aus über das Selbstverständnis der Argentinier. Das Land sieht sich als europäische Insel in Südamerika. Unzählige Argentinier zitieren mir gegenüber den berühmten Ausspruch eines mexikanischen Poeten: „Die Mexikaner stammen von den Azteken ab, die Peruaner von den Inkas und die Argentinier von den Schiffen.“ Über 90 Prozent der Argentinier haben Wurzeln in Europa, sagen sie jedenfalls in den Befragungen, Indio-Vorfahren will kaum einer haben. Man sieht sich als etwas Besseres, besser als die indigen geprägten Nachbarn Chile und Bolivien und auch im Bezug auf den kleinen Nachbarn Uruguay. Das Land am „Fluss der bunten Vögel“ ist flächenmäßig zwar fast halb so groß wie Deutschland, doch leben hier nur 3,5 Millionen Menschen, so viele wie in Berlin. Das Land ist dem großen Bruder Argentinien in Sprache und Kultur verblüffend ähnlich, auch die Uruguayer lieben Rindfleisch, Mate-Tee und Tango. Viele der 40 Millionen Argentinier betrachten das Urlaubsland auf der anderen Seite des Flusses als eine Art Kolonie, ähnlich wie manche Deutsche die Schweiz oder Österreich. Nicht als Rivalen, dafür ist das Land zu klein.

Auch Silvia Parodi, die gerade Urlaub in Buenos Aires macht und das Gardelgrab besucht, liebt Tango, doch den Tanzkurs hat sie schnell wieder abgebrochen, „bastante duro“, sei es gewesen, ziemlich schwer. Während die Uruguayerin mit ihrer Tochter im Teenageralter das Gardelgrab verlässt und zwischen den Mausoleen verschwindet, kommt Cecilia Sicarelli um die Ecke. Sicarelli, das sei italienisch, betont sie, wie jeder hier seine europä-

ische Herkunft betont. Die groß gewachsene, gertenschlanke Argentinierin mit der Lockenmähne ist so ziemlich das genaue Gegenteil der eher unteretzten, kurzhaarigen Silvia Parodi aus Uruguay. Die 27-Jährige hat sich hierher verirrt, sie sucht die Gräber der Tango-Götter Roberto Goyeneche, genannt „Polaco“, Alfredo Le Pera und Osvaldo Pugliese, doch gelandet ist sie bei Gardel. „Er ist nicht mein Lieblingssänger“, sagt Cecilia Sicarelli, „seine Stimme ist mir fast schon zu virtuos, zu perfekt.“ Ihre Meinung teilen viele Musikliebhaber: Künstlerisch gesehen waren Komponisten wie Pugliese oder Astor Piazzola die bedeutenderen Musiker. Doch war es eben Carlos Gardel, der den Tango berühmt gemacht und ihnen den Weg geebnet hat, auch zu Cecilia Sicarelli. „Tango lässt dich fliegen“, schwärmt sie. Sicarelli ist selbst Tangotänzerin in einem Theater.

Für die jüngeren Argentinier ist Tango nur noch als Tanz beliebt, anders als bei älteren Generationen, die noch den Texten eines Gardel lauschen. Heute treffen sich die jungen Porteños, wie die Einwohner der Hafenstadt Buenos Aires heißen, auf sonnigen Plätzen und in schwülen Tanzcafés, Milongas genannt, und tanzen nach eigenen Regeln. Wer beim Tangotanz einer Frau mehr als drei Sekunden in die Augen sieht, fordert sie zum Tanz auf. Und wer die Schritte nicht beherrscht, muss nach drei Anstandstänzen zur Seite treten.

Eine Sichtweise haben aber alle Generationen gemein. „Gardel war Franzose“, sagt Cecilia Sicarelli zur Herkunftsdiskussion. „Aber das ist eigentlich egal“, sagt sie, „Hauptsache, der Tango ist argentinisch.“

Auch das ist problematisch. Der Tango ist kein Einzelkind der Stadt Buenos Aires, sondern der gesamten Region am Rio de la Plata. Die sechs Millionen Einwanderer, die zwischen 1880 und 1930 aus Europa in die Küstenregion Südamerikas kamen, brachten Einflüsse aus ihren Heimatländern mit in die Elendsviertel der Hafenstädte in der neuen Welt. Die Spanier brachten andalusische Rhythmen mit, die Italiener den Lunfardo, die Gossensprache der Tangotexte, die Polen die Polka und die Deutschen das Bandoneon. In den Hafenbordellen tanzten die Neuankömmlinge Tango mit den leichten Mädchen und dachten melancholisch an die verlorene Heimat. Charles Romuald Gardès, Sohn einer französischen Einwandererin, wuchs ebenfalls im halbseidenen Milieu um den Obst- und Gemüsemarkt im Viertel Abasto auf. Durch Auftritte in Cafés und Restaurants brachte er es zu lokaler Berühmtheit. Nachdem er seinen Namen zu Carlos Gardel hispanisiert hatte, trat er zwischen 1912 und 1925 ebenso in Argentinien wie Uruguay auf. Laut Pass war er aus Uruguay nach Argentinien gekommen. Dass er wie der Tango selbst aus zwielichtigen Verhältnissen stammte und 1915 gar angeschossen wurde, half seinem Image als charmanter Ganove nur. Gardel bandelte mit Mafiosi wie Politikern an, sein Aufstieg aus armen Verhältnissen gab den

Argentiniern das Gefühl: Einer von uns hat's geschafft. Dank seiner Viveza criolla (Gerissenheit des Kreolen), wie man in Argentinien bewundernd sagt, wenn jemand sich nicht so ganz an die Regeln hält, aber Erfolg hat. Ab 1925 tourte er durch Europa und die USA, drehte die ersten Tonfilme, machte sein Gesicht und seine Stimme dadurch unsterblich, bevor er 1935 auf einer Tour beim Zusammenstoß zweier Flugzeuge in Kolumbien starb.

4.2 Gardel wird zum Politikum

Heute ist Gardel untrennbar mit Argentinien verbunden, eine U-Bahn-Station in Buenos Aires ist nach ihm benannt, mitten im Viertel Once, das heute wie damals von Einwanderern geprägt ist. Nur sind es heute eher Koreaner, Bolivianer und Peruaner als Italiener und Spanier, nur die vielen orthodoxen Juden mit ihren Kippas und Schläfenlocken prägen damals wie heute noch das Straßenbild. Der Abasto ist nur noch ein Teil des Viertels Once und längst kein Gemüsemarkt mehr, sondern ein Einkaufszentrum, rundherum prangt Gardels Bild von den Geschäften, Hüte werden ebenso verkauft wie Anzüge und Gamaschen. Mittendrin liegt das Gardel-Museum. Der Sänger ist hier nicht geboren, aber er hat hier immerhin gelebt, das Haus hatte er seiner Mutter gekauft; der ewige Jungeselle war in seiner Tendenz zum Muttersöhnchen eben auch typisch argentinisch. Unter dem Flachdach des Reihenhauses hängen Instrumente, Fotos und Zeitungsausschnitte an den Wänden und Horacio Torres sitzt im sonnigen Hof. Der Direktor hat das Museum seit 2003 mit Fördermitteln der Stadt aufgebaut und spricht fließend Deutsch, seit er in Stuttgart Heilpädagogik und Kunstgeschichte studiert hat. In der Fremde stillte der Tango sein Heimweh, obwohl er von Haus aus lieber andere Musik hört, gerade nach einem Tag Dauerbeschallung aus den Lautsprechern des Museums. „Gardel hat für die kleinen Leuten gesungen“, sagt Torres, „er hat ihre Geschichte erzählt und er war ihre Geschichte, der arme Migrant, der alles richtig gemacht hat.“

30.000 Menschen kommen jedes Jahr ins Museum, 70 Prozent aus dem Ausland, hier wird ihnen die Erfolgsgeschichte Gardel verkauft. Doch dieser Erfolg war kein Zufall. „Gardel war ein Self-Made-Mann, er hat sich selbst konstruiert“, sagt Torres. „Er wurde schnell dick, also hat er täglich Gymnastik gemacht und ist laufen gegangen, wie die Stars heute.“ Dazu drehte er schon 1917 Stummfilme – als Sänger. „Das hätte er nicht gebraucht, aber er hat verstanden, welche Möglichkeiten das Medium bietet“, sagt Torres. Gardels spätere Gesangsfilme waren allerdings zu Lebzeiten nicht besonders erfolgreich, doch er drehte sie rechtzeitig, um ewig jung zu bleiben. Als er mit Mitte vierzig in Kolumbien starb, war seine Karriere schon im Sink-

flug begriffen, doch nun wurde er erfolgreicher denn je. Mit der Meldung seines Todes verkaufte die Zeitung „Crónica“ 500.000 Exemplare an einem Tag, die Radiosender spielten seine Lieder rauf und runter, die von ihm produzierten Gesangsfilme wurden zum Zeugnis seines Mythos. Sie laufen in Endlosschleife auf einem Fernseher im Museum: ein weiß gepudertes Gardel, wie er auf einem Schiff mitten im Dialog plötzlich „Mi Buenos Aires Querido“ („mein geliebtes Buenos Aires“) über die Reling schmettert. Nach dem Tod wurde der Fall Gardel politisch. Im Juni 1936 schreibt „Crónica“: „Gardels Mutter will den Körper ihres Sohnes zurück.“ Ein Jahr lang hatte der Sänger in Medellín, wo er abgestürzt war, begraben gelegen. Dann grub man ihn aus und überführte den Körper in einer acht Monate dauernden Tournee durch ganz Südamerika nach Buenos Aires. Der Trauerzug des Körpers vor tausenden Menschen sollte Maßstäbe setzen für eine Faszination mit den Toten, die die Argentinier auch bei Evita Peróns und Che Guevaras Leichnam zur Schau stellten. Auch sie machten noch nach dem frühen Tod Karriere. „Der ganze Staatsapparat hat an der Rückführung von Gardels Körper gearbeitet“, sagt Torres, „das war eine hochpolitische Sache.“ Nach dem Putsch der Militärs 1930 und dem andauernden Wahlbetrug in der Década infame, dem berüchtigten Jahrzehnt, brauchte das konservative Regime positive Schlagzeilen. Auch die Uruguayer stellten Ansprüche auf den Körper ihres Staatsbürgers, doch Argentinien setzte sich durch.

„Das ist keine akademische Diskussion, sondern eine emotionale“, sagt Torres über den Streit um Gardels Herkunft. Doch auch er hat eine klare Meinung: „Es ist eine Tatsache, dass er in Frankreich geboren ist – aber zugegeben, ich finde auch, dass es besser klingt.“ Der Pass aus Uruguay sei eine Fälschung. Gardel habe einfach nur den Militärdienst in Frankreich vermeiden und frei herumreisen wollen. Im Museum hängen Bilder von Gardels Besuch in Toulouse, dem Heimatort seiner Mutter. Auch in Uruguay gibt es ein Gardel-Museum – doch gibt es keinen Kontakt zwischen beiden Häusern. „Uruguay ist ein kleines Land, das große Figuren braucht, und Tacuarembó ist eine touristenarme Stadt“, sagt Torres zu den Motiven der anderen Seite.

Aber warum brauchen die Argentinier heute noch unbedingt ihren Gardel? „Unsere Musik ist unsere Identität“, sagt Juan Carlos Apicella. Der 70-Jährige mit dem grauen Schnauzbart hinkt leicht, als er das Café betritt, in dem wir uns treffen. Apicella ist einer der Radiomoderatoren, die Gardel nach dem Tod am Leben halten. Seit sechs Jahren präsentiert er jeden Sonntag von 8.30 Uhr bis 13 Uhr auf Radio Sensaciones die Sendung „Así era Gardel“ (So war Gardel), die einzige Radiosendung Argentinien, die nur Gardel-Musik spielt. Die Zuhörer, die sonntags einschalten und anrufen, kämen aus jeder Altersschicht, betont Apicella. „Dass er die Zeit überdauert

hat, zeigt, dass es sich bei Gardel um ein einmaliges Phänomen handelt, etwas Ureigenes, das wir Argentinier hervorgebracht haben.“

Gardel erinnert die Argentinier vor allem an vergangene Größe. Anfang des 20. Jahrhunderts war Argentinien eines der zehn reichsten Länder der Welt, die Wirtschaft boomte, die Zuwanderer strömten ins Land. Die Welt tanzte nach Argentinien Musik, zum Tango, zu Gardel, der in den Salons von New York bis Paris gespielt wurde. Durch Diktaturen und Wirtschaftskrisen ist der einstige Glanz längst verloren. Argentinien ist ein Land des „Es war einmal“, ein Schwellenland, das 2001 bankrott ging und bis heute seine Schulden abstottert. Gardels Musik zu lauschen passt perfekt zum Phantomschmerz nach verlorener Größe. Apicella persönlich erinnert die Musik an seine Kindheit, als in seinem Haus ein Tangosänger lebte, der jeden Tag das Treppenhaus mit melancholischen Weisen flutete. Daher halten die Argentinier so eng an ihm fest, um nicht zu vergessen. Und um die eigene Identität zu bewahren. „Die anderen Sender spielen ja fast nur amerikanische Musik“, klagt Apicellas raue Radiostimme und wünscht sich eine Quote für nationale Musik. Von Gardel geht bis heute etwas Kulturkonservatives, Bewahrendes aus. „Gardel hat kein Verfallsdatum“, sagt Apicella. Der Radiomoderator ist Mitglied des Centro de Estudios Gardelianos (CEG, Zentrum für Gardelstudien). Das CEG forscht und veröffentlicht über Gardel und kümmert sich um die Grabpflege, vor allem aber führt es einen erbitterten Streit mit Uruguay. Alles, was das kleine Nachbarland über Gardels Wurzeln in Uruguay veröffentlicht, wird umgehend mit Gegenpublikationen entkräftet. Als Uruguay etwa zu der Ausstellung „Buddy Bears“, die Bärenskulpturen aus aller Welt zeigte und von Berlin aus um die Welt tourte, wie Argentinien einen Bären mit dem Porträt Gardels auf dem Bauch schickte, legte das CEG Protest ein. Uruguay tauschte den Bär aus. Auf die Version angesprochen, Gardel stamme in Wirklichkeit aus Tacuarembó in Uruguay, lacht Apicella ungläubig. „Das ist ein Märchen“, sagt das CEG-Mitglied und hebt entschuldigend Schultern und Hände. „Es war einfach nur leichter, sich in Tacuarembó einen gefälschten Pass ausstellen zu lassen.“ Außerdem, fügt er finster hinzu, rede man in Uruguay schlecht über Gardels Mutter.

4.3 Gardel im Gaucholand

Um zu verstehen, was im Streit um Gardels Herkunft für die Argentinier und Uruguayer auf dem Spiel steht, muss man nach Uruguay reisen, genauer gesagt: nach Tacuarembó. Das 50.000-Einwohner-Städtchen liegt mitten in der uruguayischen Pampas, die Grenze zu Brasilien (100 Kilometer) im Norden ist näher als die Hauptstadt Montevideo im Süden (500 Kilometer).

In Tacuarembó stehen Autowracks am Straßenrand, während Pferdekarren über die Hauptstraßen fahren. Gauchos betreten die Cafés mit staubigen Boinas (Baskenmützen), Bombachas (Pluderhosen) und Peitschen, wenn sie nicht gerade über die Rinderherden wachen, die die endlosen Hügel und Täler der umgebenden Sierra abgrasen. Rindfleisch- und Holzexport, davon leben die Menschen hier. In den vergangenen Jahren ist der Tourismus hinzugekommen. Im nahe gelegenen Tal Valle Edén steht ein alter Indianerfriedhof – und das Geburtshaus von Carlos Gardel. Geboren ist der Tangosänger hier in Tacuarembó, zumindest behaupten das die Einheimischen und haben ihm ein Museum gewidmet. Unabhängig davon, welche Version wahr ist – Toulouse oder Tacuarembó – der Streit um Gardels Geburtsort sagt viel über die Argentinier aus. Sie sähen es lieber, er wäre ein Europäer, wie sie es ja eigentlich seien, und nicht ein Gaucho aus Tacuarembó.

Das Gardel-Museum in Valle Edén besteht aus zwei Steinhäuschen mitten im Nichts, rundum ein verlassener Garten Eden aus grünen Hügeln und roter Erde. Die Besitzer haben gegenüber ein Gasthaus gekauft und renoviert, als Hotel für Touristen. Das Museum ist eigentlich nicht Gardels Geburtshaus, sondern nur ein altes Lagerhaus, das zum Landgut seiner mutmaßlichen Familie gehörte. Das eigentliche Geburtshaus ist in Privatbesitz. Die steinernen Museumswände hängen voller Stammbäume, Urkunden, und Zeitungsausschnitte, die beweisen sollen, dass Gardel Uruguayer war. Gardel ist demnach der uneheliche und nie anerkannte Sohn des Obersts Carlos Escayola, eines lokalen Caudillos (Landesfürsten), dem bis zu 50 Kinder angedichtet werden. Escayola habe seinen Sohn der Französin Berthe Gardès, einer Prostituierten, nur zur Obhut übergeben, die kurz darauf nach Frankreich zurückkehrte – anders lässt sich ihr zweiter Sohn nicht erklären – und dann zurückkehrte, um Gardel mit nach Buenos Aires zu nehmen. Die Museumsführerin Veronica erklärt die komplizierte Familiengeschichte voller Pflegemütter, Umzüge und Urkundenfälschungen. Fotos an den Wänden sollen die Ähnlichkeit mit uruguayischen Familienmitgliedern beweisen. Warum gibt man sich solche Mühe, alle Fakten so zu drehen, dass Gardel am Ende Uruguayer war? „Für uns ist es fast normal, dass ein Uruguayer nach Argentinien gehen muss, um Erfolg zu haben“, sagt Veronica. „Wir schauen immer auf andere Länder, dabei haben wir selbst so viel Kultur.“ Es ist eine Frage des Stolzes, etwas Eigenes zu haben und nicht immer nur als Argentiniers kleiner Bruder gesehen zu werden. Und der Tango wurde ebenso in den Tanzsälen Montevideos erfunden wie in Buenos Aires, das den Ruhm dafür allein erntet.

Auf der 24 Kilometer langen Rückfahrt vom Valle Edén nach Tacuarembó sagt Taxifahrer Ramón: „Das Museum hat die Gegend hier enorm belebt, vorher war hier fast nichts.“ Nur Holz und Rinder.

Unabhängig davon, welche Version wahr ist: Vielleicht sollten die Argentinier den Uruguayern ihren Gardel gönnen. Buenos Aires bleibt auch weiterhin die Tangostadt, in der Gardel erst zum Star wurde, und sein Gesang wird dadurch nicht schlechter. Es heißt ja nicht umsonst: „Gardel singt jeden Tag besser.“

5. Che Guevara – der Verkannte

Von außen deutet nichts darauf hin, dass hier das Herz der Revolution zu Hause ist. Der Trödelladen steht im heruntergekommenen Teil des Wohnviertels Caballito in Buenos Aires, im Schaufenster warten Karnevalsmasken, Spielfiguren, Akt- und Filmkalender auf Käufer. Auf den ersten Blick wirkt „Antiquitäten La Bagatela“, so das Schild, wirklich wie eine Bagatelle in der Zwölfmillionenstadt. Der Che steht heute nicht vorm Laden: ein lebensgroßer Pappaufsteller des Revolutionärs Ernesto Guevara, um dessen Hals ein Schild hängt, auf dem steht: „Ich bin Argentinier und ihr wisst nichts davon – die Medien verschweigen es.“ Eladio González hat die Figur heute im Laden gelassen. Es streunen wieder Kinder auf der Straße herum, „die sind auf Drogen“, sagt er, wer weiß, was die anstellen.

Im Inneren des Ladens ist etwas deutlicher zu erkennen, dass das hier das einzige Che-Museum der argentinischen Hauptstadt ist. Im Durcheinander aus Lampen, Musikinstrumenten und Schmuck rieselt kubanische Gitarrenmusik aus dem Radio. Eigentümer González lehnt an einer Glasvitrine, auf der eine Wachsfigur Guevaras thront. Der Che sieht aus, wie man ihn von tausenden Postern, T-Shirts und Demonstranten-Fahnen kennt: Ein Guerilla-Kämpfer in olivgrünem Hemd, auf dem zerzausten Haar das schwarze Barett mit dem roten Stern, im Mundwinkel lässig eine Zigarre, der Blick entschlossen in die Ferne schweifend. So wurde er zum Gesicht der Revolution, der Comandante Che Guevara, der gemeinsam mit Fidel Castro 1958 gewaltsam die Macht in Kuba übernahm, dann sein Ministeramt abgab, um weiter zu kämpfen und schließlich 1967 im Dschungel von Bolivien starb. Bis heute ist Guevara weltweit ein Idol der Linken. Nur in seinem Heimatland Argentinien, wo er 1928 geboren wurde, bleibt das Verhältnis zum Che schwierig. Der Wachsfigur auf der Vitrine fehlen die Beine, es war kein Platz dafür im Chaos des Trödelladens.

„Das hier ist ein verrückter Ort, den kann man eigentlich nicht Museum nennen“, entschuldigt sich Eladio González, ein grauhaariger 67-Jähriger, der viel lächelt, auch wenn die dunklen Augen oft traurig schimmern. Das war nicht immer so. 1996 hatte er auf eigene Faust in der Nachbarschaft auf 500 Quadratmetern das erste Che-Museum Südamerikas gegründet. Gon-

zález nahm keinen Eintritt, gab Feste für 250 Gäste, 2002 dann musste er schließen. Geblieben ist ein Laden voller Trödel.

Doch es kommen immer noch Besucher in sein provisorisches Museum, den einzigen Erinnerungsort seiner Art in Buenos Aires. „Wer den Che sucht, der kommt hierher“, sagt González stolz und zeigt sein zerfleddertes Gästebuch. Besucher aus Kalifornien, Kopenhagen und Palästina haben sich eingetragen. Nur Argentinier sind kaum zu finden. „Die Welt hält ihn im allgemeinen Bewusstsein, aber für viele ist der Che gleich Kuba“, klagt González. „In Argentinien kennen wir ihn gar nicht richtig, man hat ihn uns gestohlen.“ Er meint die Medien, die González von privaten Firmen kontrolliert sieht, und die den Che auf Kurzberichte zu Jahrestagen reduzieren würden.

Und wenn sie berichten, dann würden sich die Journalisten auf Ches schweres Asthma stürzen, das ihn hinter all dem Zigarrenrauch sein Leben lang plagte. „Aber uns Argentinier gefallen Krankheiten nicht“, sagt González. Der Gedanke ans alt und krank werden lasse viele Argentinier erzittern, man liebt lieber das Schöne. „Aber der Che war äußerlich zerlumpt und ungekämmt“, sagt der Trödel Laden-Revolutionär, daher passe er nicht nach Argentinien.

5.1 Che – ein neuer Mensch?

Tatsächlich ist es das markante Gesicht Guevaras, durch den frühen Tod mit 39 Jahren ewig jung und schön geblieben, das den Mythos Che mitbegründet hat. Er erlebt in Argentinien derzeit eine mehrfache Renaissance. Auch medial. Der gefeierte Filmemacher Tristán Bauer stellte im Herbst 2010 seine Dokumentation „Che, un hombre nuevo“ (Che, ein neuer Mensch) vor. Der Revolutionär wird darin als gedichteschreibender Träumer für eine bessere Welt dargestellt, der Film gewann zahlreiche Preise. Argentinien's Linksintellektuelle entdecken Che als Inbegriff des Humanisten wieder, der nur aus Liebe zur Menschheit tötete. Eine Sicht, die an die Sechziger und Siebziger Jahre erinnert, als der französische Schriftsteller und Philosoph Jean-Paul Sartre nach einem Treffen mit Guevara sagte: „Er ist der vollkommenste Mensch unserer Zeit.“ Dass Guevaras Träumereien in der Praxis oft harte Konsequenzen hatten, wird dabei übersehen: Um den „neuen Menschen des 21. Jahrhunderts“ in „bewusster Selbsterziehung“ zu schaffen und „die heroische Haltung im alltäglichen Leben zu verankern“, wie er schrieb, setzte der Industrieminister Guevara in Kuba auf freiwillige Arbeit. Die Mitglieder der „Roten Arbeitsbataillone“ erhielten Urkunden, wenn sie bis zu 240 Stunden im Halbjahr zusätzlich arbeiteten, was ebenso

Auszeichnung wie Kontrollmöglichkeit war. Guevara selbst verzichtete als Minister auf jegliche Privilegien und packte selbst mit an. Doch bedachte er in seiner Moral, die er aus dem Guerilla-Kampf im Dschungel mitbrachte, nicht, dass die ungelerten und übermüdeten Arbeiter in ihren „freiwilligen“ Zweitjobs oft eher hinderlich als produktiv waren. Doch Guevara verglich in Reden „die Anwesenheit am Arbeitsplatz mit der Anwesenheit im Schützengraben“. Diese Militarisierung der Arbeitswelt, die auch zu Kubas Wirtschaftskrise nach der Revolution beitrug, ist die Kehrseite von Guevaras humanistischer Moral, die oft übersehen wird.

Auch von Eladio González. Er hat sich mittlerweile in den Hinterhof seines Ladens zurückgezogen. Durch einen Türspalt ist sein kärgliches Schlafzimmer zu sehen, gerade groß genug für ein Doppelbett, über dem ein Che-Gemälde hängt. „Unsere Gesellschaft ist krank, Che ist das Gegenmittel“, sagt er. Che und Kuba verkörpern für ihn all das Gute, was in Argentinien schlecht läuft. Das war nicht immer so. „Im Fernsehen hatte ich früher gehört, Kuba sei ein Monster, Kommunisten waren für mich das Schlimmste“, erinnert sich González. 1992 dann überredete seine Frau den damaligen Flohmarkthändler zu einem Karibikurlaub. In Kuba aber hätten sie nur offene Türen und freundliche Menschen vorgefunden. „Wir haben uns in die Leute, in die Gesellschaft dort verliebt“, sagt er, und dann zornig: „50 Jahre lang hatten mich die Medien, die Politiker, meine Eltern und Freunde über das Land belogen.“ Ein Zug fährt vorbei, im Hof wackelt auf dem Tisch die Kaffeetasse.

González meldete sich damals spontan im Krankenhaus und spendete Blut, als während seines Kuba-Urlaubs ein Polizist angeschossen wurde. 5.800 Briefe von dankbaren Kubanern habe er daraufhin bekommen. Zurück in Argentinien gründete González sein Che-Museum und organisierte von dort aus Hilfslieferungen. Jeden Monat habe er 3.000 Kilogramm an Kleidung, Spielzeug, Büchern, Konserven und Medizin geschickt, sagt er stolz. Chaú Bloqueo (Tschüss Wirtschaftsblockade) hieß seine Bewegung, den Button trägt er noch immer am Hemd. „Kuba ist frei, wir sind blockiert“, sagt er aber. „Die USA sind die Krankheit, sie wollen aus der Jugend Konsummaschinen machen und sie bringen die Drogen ins Land“, sagt er. Seit sieben Jahren, berichtet González, kommen jeden Tag drogensüchtige, ausgemergelte Kinder in seinen Laden und fragen nach Milch. „Die sehen aus wie die Zombies in Michael Jacksons Musikvideo Thriller“, sagt González. In Kuba hätten die Kinder dagegen nur nach Büchern und Kugelschreibern gefragt, um schreiben zu können. Eladio González steigen Tränen in die Augen. Einer seiner Söhne eilt vorbei, eine Wendeltreppe hinauf, ein Teenager mit goldenen Turnschuhen und Nasenring, der seinen Vater keines Blickes würdigt. „Solidarität dagegen“, sagt González, dessen dunk-

le Augen nun wieder kampfeslustig leuchten, „ist wie Honig, sie ist süß, sie lässt die jungen Leute stark werden, aber das wollen unsere Politiker nicht.“ Eladio González klingt nun wie Che Guevara, als er sagte: „Solidarität ist die Zärtlichkeit der Völker.“

Auch Carlos Menem sei ein Drogenhändler gewesen, sagt González, deswegen habe er damals sein Museum und die Hilfslieferungen blockiert. In der Tat wurden Carlos Menem, der in Argentinien den Turbokapitalismus einführte und das Land schließlich in die Wirtschaftskrise führte, während seiner Präsidentschaft von 1989 bis 1999 immer wieder Verbindungen zur Drogenmafia nachgesagt.

Während der Wirtschaftskrise konnte sich González wie viele Argentinier die Miete nicht mehr leisten, 1.000 US-Dollar waren es für sein Museum, also musste er 2002 schließen. Mit der Kulturministerin habe er daraufhin über ein offizielles Che-Museum in Buenos Aires gesprochen, aber es hieß, es gäbe dafür keinen geeigneten Ort, in der größten Stadt des Landes mit den meisten Museen. „Alles Lüge!“, sagt González. Ein nicht-kommerzielles Museum, wie er es forderte, bringe einfach kein Geld, „und die Politiker wollen den Che nicht zu hoch hängen, damit die Leute sie nicht an ihm messen.“ Im Trödelladen sind nur wenige Ausstellungsstücke geblieben, das meiste spendete González den Madres de la Plaza de Mayo (den Müttern des Platzes der Mairevolution). Auf dem Platz vor dem Regierungspalast, der Casa Rosada (Rosa Haus), demonstrieren die Frauen seit 1977 jeden Donnerstag, um nach dem Verbleib ihrer Kinder und Enkel zu fragen: den 30.000 Menschen, die während der Militärdiktatur von 1976 bis 1983 ohne Spur „verschwanden“. In der ehemaligen Marineschule von Buenos Aires, wo Frauen, Kinder und Nonnen von den Militärs in den Atlantik geworfen wurden, haben die Madres mittlerweile begonnen, ein Museum zu errichten. Dort sollen sie auch an Guevara erinnern, einen anderen Kämpfer gegen das Unrecht, so will es jedenfalls Spender González.

„Aber die Leute sollen nicht den Che suchen, der ist tot, ermordet“, sagt González über den Revolutionär, den bolivianische Soldaten und exilkubanische CIA-Agenten 1967 im Dschungel festnahmen und erschossen. „Wer in die Museen der Großen geht, der sucht sich selbst, das Gefühl und den Anstoß zum Handeln.“

5.2 Che – ein Vorbild und Líder?

Ist dem so? Fordert Ches Leben und Wirken die Menschen wirklich zum Handeln auf? Taugen seine Selbstaufopferung im Dschungel, sein asketisches Leben und sein Motto „Es gibt kein Leben außerhalb der Revolution“ wirklich als Handlungsanleitung? Politisch sind Guevaras stalinistisch ge-

prägte Ansichten seit Jahrzehnten überholt. Er bewunderte Josef Stalin und Mao Tse-tung, in der Kuba-Krise 1962, als die Sowjets vor den Toren der USA Atomraketen stationierten, wollte Guevara es zum Atomkrieg kommen lassen, um aus der Asche eine bessere Welt entstehen zu sehen, setzte sich aber nicht durch. Terroristen und Befreiungskämpfer wie die Tupamamos in Uruguay, die Zapatisten in Mexiko oder die RAF in Deutschland, die sich zunächst auf Guevara beriefen, lösten sich von seiner Guerilla-Theorie, weil der Dschungelkampf sich als wenig effektiv und zeitgemäß entpuppte. Selbst in Kuba geriet Guevara lange fast in Vergessenheit. Erst als der Eisernen Vorhang fiel und mit ihm die Wirtschaftshilfen des Ostblocks für Kuba, entschloss sich Staatschef Fidel Castro, für den Guevara immer auch ein Rivale war, den alten Kampfgefährten propagandistisch zu reaktivieren. Ches legendäre Opferbereitschaft sollte der Bevölkerung verdeutlichen, warum es sich lohnte, den Gürtel enger zu schnallen. Im Westen dagegen wurde der Che zur Modeerscheinung, zum T-Shirt und Poster-Motiv für innerlich rebellierende Jugendliche. Wirklich nachfolgen will ihm keiner mehr, auch nicht in Argentinien.

Der Che-Biograf Stephan Lahrem schreibt: „Seit den Guerillaerfahrungen in Kuba hat er die Radikalität seines Denkens zum Maßstab seines Lebens und Handelns gemacht; dadurch ist er für die meisten Zeitgenossen und noch mehr für die Späteren in eine Ferne gerückt, die es ihnen ermöglicht, Guevara zu bewundern [...] ohne ihm zu folgen. [...] ‚Che‘ ist so zu einem Erkennungszeichen geworden, mit dem man radikale Unangepasstheit demonstriert; ein ideeller Gewinn, der bedenkenlos einzustreichen ist, weil man sicher sein kann, dass niemand mehr irgendwelche Konsequenzen erwartet.“

Doch das interessiert González in seinem Hinterhof ebenso wenig, wie die Deserteure und Bauern, die Guevara während des Guerilla-Kampfes erschoss, was er in seinen Tagebüchern festhielt. Ebenso wenig die hunderte Oppositionellen, deren Todesurteile Guevara nach dem Sieg der Revolution unterzeichnete. „Das Volk wollte ihren Tod, das Volk war der Tyrann“, sagt der sonst so freundliche González und wird plötzlich laut. Schließlich habe das Volk die Revolution gewollt, nicht nur die 82 Guerilleros unter Castros Führung, die 1956 mit dem Motorboot Granma in Kuba landeten. Unter dem Regime des Diktators Fulgencio Batista hätten Soldaten und Polizei zuvor schließlich 30.000 Kubaner ermordet. „Der Schuldige muss seine Schuld bezahlen, zu den Menschenrechten gehören auch Menschenpflichten.“ Dann wird González wieder sanft. „Natürlich, er war auch verantwortlich, er war ein Líder.“

Líder ist ein Lieblingsbegriff der Argentinier: ein Anführer, eine Leitfigur, die schon alles richten wird. Die Sehnsucht nach einem starken Mann

an der Spitze ist weit verbreitet in Südamerika, in Argentinien am stärksten. Evitas Ehemann Juan Perón war ein Líder in der Politik, Diego Maradona war ein Líder auf dem Fußballfeld, der Che ein Líder für die Ausgegrenzten. Guevara ist eine fast schon mythische Gestalt, ein studierter Arzt aus gutbürgerlicher Familie, der freiwillig Klassenselbstmord beging und sich unter die Entrechteten am Rand der Gesellschaft mischte, um sie zu führen. Die Wahrheit ist, dass er während und nach dem Medizinstudium ziellos durch Süd- und Zentralamerika reiste. Der niedergeschlagenen Revolution in Guatemala wohnte Guevara nur als unbeteiligter Zuschauer bei. 1955 traf er dann in Mexiko den Exilkubaner Fidel Castro, der ein Jahr zuvor erfolglos gegen Diktator Batista geputscht hatte. Die Begegnung war so schicksalhaft, wie wohl sonst nur das Treffen der Schauspielerin Eva Duarte mit dem Politiker Perón. So wie Perón als politischer Kopf im Hintergrund seine spätere Ehefrau erst zum Mythos Evita machte, wäre ein Revolutionär Che Guevara ohne das Treffen mit Fidel Castro nicht denkbar gewesen. Von den Exilkubanern erhielt Ernesto Guevara erst seinen Spitz- und Kampfnamen „Che“, ein Anredefloskel wie auf Englisch „Hey“ oder „He“ auf Deutsch, mit der Guevara wie die meisten Argentinier seine Sätze einleitete. Der Che, ein gemachter Mythos, kein Líder. Nur einmal führte er in seinem Leben erfolgreich ein Kommando, bei der Erstürmung der kubanischen Stadt Santa Clara. Später als Industrieminister und nach seiner Abdankung als Exporteur der Revolution im Kongo und in Bolivien zeigte er sich unfähig, Menschen zu führen. Im Abschiedsbrief an seine Eltern in Argentinien verglich er sich selbst eher mit dem tragischen Romanhelden Don Quijote, der auf dem Pferd gegen Windmühlen kämpfte: „Mit meinen Fersen spüre ich wieder die Rippen meiner Rosinante.“

Den bolivianischen Indio-Bauern, die er vergeblich für die Revolution zu gewinnen versuchte, war der spanischstämmige Argentinier genauso fremd, wie er es zuvor den Bauern im Kongo gewesen war. In Bolivien wurde er auch Opfer der Entfremdung Argentinien vom Rest Südamerikas. Sein Scheitern wollte sich Guevara nie eingestehen. „Ich bin einer derjenigen, die ihr Leben dafür lassen, um zu beweisen, dass sie recht haben“, schrieb er im Abschiedsbrief. Isoliert im bolivianischen Dschungel herumirrend, gerieten er und seine wenigen verbliebenen Guerilleros erneut in einen Hinterhalt der bolivianischen Armee. Am 8. Oktober 1967 wurde Guevara verwundet, gefangengenommen und in ein verlassenes Schulhaus in La Higuera nahe der Grenze zu Argentinien gebracht. Am nächsten Tag erschoss ihn ein Soldat. Der Leichnam wurde an die Kufen eines Helikopters gebunden und nach Vallegrande gebracht, wo man den gefallenen Rebellen stolz der Weltpresse präsentieren wollte. Doch aus Angst, man würde in dem verwahrlosten Leichnam nicht mehr den weltberühmten Revolutionär Che Guevara erken-

nen, wusch man ihn und bahrte ihn halbnackt auf einer Liege auf. Das Foto, das um die Welt ging, zeigte einen Wiederauferstandenen: die Augen geöffnet, dem Tod trotzend und den Oberkörper auf der Liege erhöht, als wolle er gleich wieder aufstehen, wie der vom Kreuz genommene Jesus Christus auf den Gemälden von Hans Holbein dem Jüngeren und Andrea Mantegna. Der deutsche Liedermacher Wolf Biermann sang später vom „Christus mit der Knarre“. Nach der Meldung von Guevaras Tod ließ der linksradikale italienische Verleger Giangiacomo Feltrinelli ein Foto an demonstrierende Studenten verteilen, das er ein Jahr zuvor in Kuba gekauft hatte. Das Bild hatte der Fotograf Alberto Korda gemacht. Es zeigt Che Guevara auf einer Trauerfeier für die Opfer einer Frachterexplosion im Hafen von Havanna 1960. Mit einer Mischung aus Trauer, Entschlossenheit und Erhabenheit blickt der damals 31 Jahre alte Revolutionär in die Ferne. Das Porträt ging um die Welt, wurde erst zum Sinnbild der revoltierenden 68er, bevor es auf Tassen, T-Shirts, Bierflaschen und Zigarettenspackungen verramscht wurde. Der Che wurde eine Legende.

Genau das hatten die Soldaten im bolivianischen Dschungel zu verhindern gesucht. Nachdem man ihm zur Identitätsfeststellung die Hände abgehackt hatte, vergrub man die Leiche Guevaras an einem geheimen Ort, um keine Wallfahrtsstätte für seine Anhänger zu schaffen. Nach fast 30 Jahren brach ein Soldat schließlich sein Schweigen, im Juli 1997 fanden Forscher den Leichnam und überführten ihn nach Kuba, wo er in einem Mausoleum bis heute ausgestellt wird. Neben Kubanern waren auch Argentinier unter den Forschern. Wieder einmal zeigte sich die sonderbare Nekrophilie der Argentinier, die sich in den endlosen Friedhofsstädten Buenos Aires' ebenso äußert wie bei den argentinischen Mythen. Auch Evitas Leichnam wurde 1955 vor Tausenden ausgestellt und war dann gut 20 Jahre verschwunden, bevor man ihn zurück nach Buenos Aires brachte. Ihr Grab ist heute ebenso eine Pilgerstätte wie das Grab Carlos Gardels, den man ein Jahr nach seinem Tod 1935 in Kolumbien ausgrub und in einem Triumphzug nach Argentinien brachte. Die Tausenden, die nach einem Herzanfall Diego Maradonas 2004 vor dem Krankenhaus Altäre errichteten, lassen erahnen, was mit ihm passieren wird, wenn er einmal aus dem Leben scheidet. Der Grund für diese Obsession mag die Angst der Argentinier vor dem Älterwerden und die Hoffnung auf die Überwindung des Todes sein. Oder auch die Sehnsucht, dass die Líder und Legenden nie ganz von ihnen gehen und vielleicht eines Tages wiederkommen.

Che Guevara hat hingegen keinen echten Gedenkort in Argentinien. In Bolivien hingegen gibt es, ganz wie es seine Henker einst vermeiden wollten, mittlerweile eine Wallfahrtsstätte mit einer Touristen-Wanderung entlang seiner letzten Stationen, Präsident Evo Morales hat sie eingeweiht.

„In Bolivien lebt der Che“, sagt Eladio González, während er mich aus dem Laden geleitet. „In Argentinien wird er das irgendwann auch.“

5.3 Der Che lebt – in Rosario

Tatsächlich ist der Che in den vergangenen Jahren in Argentinien zum Leben erwacht, zuletzt wurde er in Rosario gesehen, 300 Kilometer nordwestlich von Buenos Aires. Die mit einer Million Einwohnern drittgrößte Stadt des Landes, nach der Hauptstadt und Córdoba, hat touristisch nicht viel zu bieten. Klar, da ist Lionel Messi, der Weltfußballer der Jahre 2009 und 2010, aber der hat die Stadt schon mit 13 Jahren Richtung Barcelona verlassen. Und da ist das Monumento a la Bandera (Das Nationalflaggenmonument), ein grotesker 70-Meter-Turm, der nachts hellblau-weiß angeleuchtet wird, um daran zu erinnern, dass hier in Rosario die argentinische Fahne erdacht wurde. Doch da ist noch etwas: Che Guevara kam hier 1928 zur Welt, wenn auch nur durch Zufall. Seine Eltern waren damals gerade auf Geschäftsreise, als das Kind kam, doch das reicht, um Rosario zur Che-City zu machen – es will ja sonst keine Stadt in Argentinien sein. Doch auch hier ist der Che umstritten. In seinem Geburtshaus, einem weißen Jahrhundertwendepalast an einer Straßenecke, befindet sich im Erdgeschoss eine spanische Versicherung, darüber wohnen Privatleute. An einem Laternenpfahl ist ein dünnes Hinweisschild längsseitig befestigt, man kann es kaum lesen. Die Bewohner haben alle Plaketten entfernen lassen, nachdem ihnen die Tür eingeschlagen und das Haus mit Graffiti beschmiert wurde. Den Che sieht man nur weitab des Stadtzentrums. Aus der hintersten Ecke eines riesigen Parks starrt er auf die herumlungernenden Jugendlichen. Man glaubt kaum, dass die Statue 4,50 Meter groß sein soll. Sie ist das einzige große Che-Monument in ganz Argentinien. 2008 stellte man es hier auf. Schon nach wenigen Wochen fand man Hakenkreuze darauf geschmiert, dann versuchten Unbekannte der Skulptur die Beine abzusägen, man sieht die Schnittstellen noch immer. Ebenso sind im Sockel einige der 75.000 Bronzeschlüssel zu erkennen, aus denen die Statue gegossen ist. Es ist keine schöne Statue. Das Gesicht ist etwas zu schmal geraten, die Nase zu lang, der Kopf im Verhältnis zum Körper zu klein.

„Es musste schnell gehen, ich bin selbst nicht zufrieden damit“, sagt Andrés Zeneri. In seinem Atelier in Palermo, dem hippen Stadtteil Buenos Aires, riecht es nach Farbe und Lackspray. „Für mich war das Projekt wichtiger.“ Die drei Tonnen Bronze, die die Leute für die Skulptur spendeten, und dafür stimmten, die Statue der Stadt Rosario zu schenken. Die 55.000 Argentinier, die sich bei der Einweihung in Rosario versammelten, so viele

wie noch nie im Namen des Che. Und die Geschichten, die dahinter stecken: Ein Mann gab dem Künstler den Schlüssel seines Hauses, das er aufgeben musste, als er wegen der Militärdiktatur ins Exil nach Mexiko floh. Ein anderer brachte die Grabesplatte seiner Mutter und ein Kreuz vom Grab seines Vaters, damit beide im Schmelzofen wieder vereinigt werden. Guevara mag im wahren Leben kein Líder gewesen sein, doch er vermag es immer noch, Menschen zu inspirieren. Dennoch lief es nicht alles wie geplant. Zeneri zeigt einen gerahmten Entwurf vom Denkmal: eine von Fahnen gesäumte Riesenrampe, auf dem die Statue im Stadtzentrum Rosarios stehen sollte. Stattdessen steht sie nun fast versteckt im Park. „Die Stadt wollte ein Fotoobjekt für die Touristen, keinen Anzugspunkt für linke Parteigänger“, sagt der Künstler, „denn die kaufen keine Souvenirs und buchen keine Hotels.“ Dass Rosario die Statue überhaupt annahm, schreibt Zeneri der Rivalität zu Buenos Aires zu. „Aber die Leute beschäftigen sich auch wieder mit dem Che“, sagt der 38-Jährige. In der Schule oder von den Eltern sei es früher unmöglich gewesen, etwas über Guevara zu erfahren. „Jetzt, wo er lange tot ist und keine Revolutionsgefahr mehr von ihm ausgeht, wird seine argentinische Herkunft wieder mehr betont – der Che ist folkloristischer geworden.“

5.4 Ein Mythos spaltet ein Land

Um zu verstehen, was Zeneri mit Revolutionsgefahr meint, spreche ich mit Roberto Alemann. Der 88-Jährige mit Schweizer Wurzeln ist Herausgeber der einzigen deutschsprachigen Zeitung in Argentinien, dem Argentinischen Tageblatt, und war zweimal Wirtschaftsminister in Argentinien. 1961 traf er Che Guevara bei einer Wirtschaftskonferenz in Punta del Este in Uruguay. Doch Alemann will sich nicht zitieren lassen. Schläger haben ihn vor einigen Jahren auf der Straße überfallen, viele argentinische Linke nehmen ihm übel, dass er in seiner zweiten Amtszeit als Minister der Militärdiktatur diente. Seitdem will Alemann nur seine Ruhe haben.

In Punta del Este im August 1961 jedenfalls suchte Guevara, mit den guten Manieren eines Sohnes aus bürgerlichem Hause, auf den Korridoren die Nähe zum US-Präsidenten John F. Kennedy, aber noch mehr zur argentinischen Delegation. Der Revolutionär war von seinem Heimatland entfremdet, seit er es 1953 im Zug verlassen hatte. Nur einmal sollte Guevara Argentinien danach betreten, kurz nach der Konferenz, für einen Tag, um seine Mutter zu besuchen. Doch Argentinien verschwand nie aus seinen Gedanken. 1963 schickte er Guerillakämpfer nach Argentinien, um eine Revolution vorzubereiten. Sie wurden jedoch von der argentinischen Armee zer-

schlagen. Auch bei seinem eigenen Guerilla-Abenteuer in Bolivien 1967 war es ein Traum Guevaras, nach einer erfolgreichen Revolution von dort nach Süden zu marschieren, Richtung Argentinien. Ein Jahr nach seinem Tod begannen die ersten Attentate linksgerichteter Terroristen in Argentinien, die sich auf ihr Vorbild Che beriefen. Guevara spaltete das Land in links und rechts. Die Gewalt war der Vorwand für die Militärs, 1976 eine menschenverachtende Diktatur aufzubauen, offiziell, um das Land vor den Linksterroristen zu schützen.

Die Narben dieser Zeit sind in Argentinien bis heute nicht verheilt. Erst nach fast zwanzig Jahren wurde wieder an den Che erinnert, vor allem an den Rändern Argentiniens, in erster Linie aus touristischen Erwägungen. 2008 eröffnete in San Martín de los Andes, einer gottverlassenen Kleinstadt im Schatten der Anden, das Che-Museum „La Pastera“: eine Holzhütte, in der Guevara auf einer seiner Motorrad-Touren durch Südamerika als Student eine einzige Nacht geschlafen hatte. 1.500 Kilometer weiter nördlich, die Anden entlang, hatte die Gemeinde Alta Gracia bereits 2001 ein Che-Museum eröffnet. In dem kleinen Ort in den Hügeln um Córdoba hatte Che immerhin 14 Jahre seiner Kindheit verbracht, das gute Bergklima sollte gegen sein Asthma helfen. In Buenos Aires, wo Guevara sechs Jahre Medizin studierte, gab es hingegen nur das Gratis-Museum von Eladio González. Alta Gracia aber erkannte das kommerzielle Potenzial des Che-Gedenkens. Das Jugendhaus ist längst Teil einer Che-Gedächtnisroute, auf der Touristen Ches Süd- und Mittelamerikatouren nachfahren können. Immerhin 300 Besucher am Tag kommen in das hölzerne Jugendhaus Guevaras in Alta Gracia. Seit die linken Staatschefs Fidel Castro (Kuba) und Hugo Chávez (Venezuela) 2006 kurz hier waren, brummt das Geschäft. Es sind vor allem argentinische Tagestouristen, die herkommen, etwa drei Viertel der Besucher. Doch auch hier brechen die Narben auf.

Ricardo Lescoulie und seine Lebensgefährtin Alicia Broder sind im Urlaub und haben einen Abstecher nach Alta Gracia ins Che-Museum gemacht. „Er ist ein wichtiger Teil unserer Geschichte, den sollte man kennen“, sagt der 57-Jährige, „aber ich bin politisch nicht mit dem einverstanden, was er gemacht hat.“ Lescoulie jobbt mittlerweile als Drucker, doch er trauert der Militärdiktatur hinterher. „Als Soldat hatte ich Arbeit und Sicherheit.“ Seine Lebensgefährtin hat andere Erinnerungen: „Mehrere meiner Freundinnen sind in der Zeit verschwunden, ich habe mich kaum aus dem Haus getraut.“ Die 52-Jährige hat auch eine andere Meinung zum Che. „Ich habe großen Respekt davor, was er für die Armen getan hat, er stand für Solidarität und Humanität.“ Auf einmal schweigt das Paar, ohne einander anzuschauen. Dann bricht sie versöhnlich das Schweigen. „Das ist wohl wie die Religion, jeder hat da seine eigenen Ansichten.“

Und so stehen sich beide Seiten Argentinien weiter unversöhnlich gegenüber, die rechte, die Che für einen Mörder und Unruhestifter hält, und die Linke, die ihn als Humanisten bewundert, als Líder, als Lösung für alle Probleme Argentinien. Das einzige, was sie eint, ist der Stolz, dass so eine wichtige Figur Argentinier war und die Verkennung dessen, was und wer Guevara wirklich war.

Die realistischste Sicht hat wohl Rodrigo Troyano, der im Museumsraum nebenan die Hochglanzfotos an der Wand betrachtet: der Che auf dem Motorrad, der Che, wie er bei der Arbeit mit anpackt, der Che mit Uniform und Knarre. „Die meisten Argentinier wissen gar nicht, was er wirklich gemacht hat. Aber er war Argentinier, das macht ihn interessant“, sagt er. Dem Medizinstudenten mit den Rastalocken würde man zutrauen, Guevara grenzenlos zu verehren. Doch der 21-Jährige sagt: „Gewalt ist nie der richtige Weg. Er ist eine historische Figur – kein Vorbild, sondern einfach nur ein Bild.“

6. Evita Perón – die Vorlage

Es ist wie damals. Hunderttausende Argentinier strömen auf den Plaza del Mayo (Platz der Mairevolution) in Buenos Aires, zwanzig Häuserblocks stehen die Menschen an, um Abschied zu nehmen. 170.000 Menschen schreiten allein in den ersten zehn Stunden zur Totenwache in den Regierungspalast, die Casa Rosada (das rosa Haus). Sie weinen, rufen und bekreuzigen sich vor dem Sarg, der mit einer hellblau-weißen Fahne bedeckt ist. Es ist kein offizielles Regierungsmitglied, das gestorben ist, sondern der Ehepartner des Staatsoberhauptes, aber es herrschen drei Tage Staatstrauer. Die Absperrgitter vor dem Palast füllten sich schnell mit Blumen und handgeschriebenen Zetteln. „Eva, Perón und Néstor im Himmel vereint, auf Erden alle mit Cristina“, steht auf einem.

Es ist nicht Eva Perón, „Evita“ genannt, um die die Argentinier heute, am 29. Oktober 2010, trauern. Auch wenn sich die Szenen gleichen mit jenen des 27. Juli 1952, als das Volk Abschied von seiner First Lady nahm. Und es ist nicht ihr Ehemann Juan Perón, der politische Übervater des Landes, der am Sarg steht, sondern Cristina Fernández de Kirchner. Die Präsidentin trägt ihre dunkle Sonnenbrille wie einen Trauerschleier. Ihr Ehemann Néstor Kirchner ist zwei Tage zuvor an einem Herzinfarkt gestorben. Seit dem Tod Evitas hat es in Argentinien nicht mehr solch eine Trauer gegeben.

Es regnet in Buenos Aires, so wie es am 27. Juli 1955 geregnet hatte, als die Menschen, sich mit Schirmen und Zeitungen bedeckend, drei Kilometer Schlange standen – um Abschied von Evita zu nehmen, die wie Dornrös-

chen im gläsernen Sarg aufgebahrt war. Den späteren Trauerzug begleiteten zwei Millionen Menschen und ein Blumenmeer.

Als am 29. Oktober 2010 die schwarze Mercedeslimousine, durch dessen Fenster Kirchners Sarg zu sehen ist, durch den Regen fährt, stehen Tausende am Straßenrand und werfen Blumen auf den Leichenwagen. Nach der Totenwache wird der Präsident der Jahre 2003 bis 2007 zum Flughafen gefahren, in seiner Heimatstadt Rio Gallegos findet der Politiker aus Patagonien seine letzte Ruhestätte.

In der Trauer zeigt sich wieder einmal das Talent der Argentinier zur großen Geste, bis hin zur Verlogenheit. Auf der Trauerfeier sagt Diego Maradona mit verquollenen Augen: „Es ist furchtbar, Argentinien hat einen Gladiator verloren, mich verband eine großartige Freundschaft mit ihm.“ Dabei bandelte der Fußballstar auch mit Kirchners politischen Widersachern an, wie dem früheren Präsidenten Carlos Menem und Mauricio Macri. Auch Macri findet große Worte: „Dies ist ein Tag der Trauer für alle Argentinier“, sagt der konservative Bürgermeister von Buenos Aires staatsmännisch. Beim Trauergottesdienst predigt Kardinal Jorge Bergoglio: „Ein Volk bat ihn, es zu führen. Es wäre eine schwerwiegende Undankbarkeit, das zu vergessen, ob man nun mit ihm einer Meinung war oder nicht.“ Kirchners Anhänger hingegen finden im Lob kein Halten. „Néstor Kirchner ist noch größer als Perón selbst, weil er ein besserer Stratege war und sich noch mehr um die Armen gekümmert hat“, sagt Norma Fernández, eine peronistische Kommunalpolitikerin.

Da war er wieder, der Vergleich mit Juan und Eva Perón. Seit dem Gründerpaar der Peronistenpartei hat wohl niemand Argentinien so gespalten wie Néstor Kirchner und seine Frau Cristina. Die Kirchners haben immer wieder den Vergleich mit ihren Parteilegenden gesucht. Néstor Kirchner mit Juan Perón, dem General, der sich 1946 zum Präsidenten wählen ließ und das Land mit den Stimmen der Armen autoritär regierte. Und Cristina Fernández de Kirchner mit Eva Duarte, der Schauspielerin, die Perón 1945 geheiratet hatte. Unter ihrem Kosenamen „Evita“ stieg sie zur Heiligen der Armen auf. Das Bürgertum dagegen schimpfte sie eine Hure, die sich nach oben geschlafen hatte. Ihrer zwiespältigen Rolle widmete Andrew Lloyd Webber später das Musical „Evita“, das sie weltbekannt machte. Heute sind Perón und noch mehr Evita argentinische Mythen, die nicht nur dem Präsidentenpaar Kirchner als dankbare Vorlage dienen.

6.1 Politiker als Rockstars

Dies war auch bei einem der letzten Auftritte von Néstor Kirchner mit seiner Ehefrau Cristina zu besichtigen. Am 14. September hatte das Präsi-

dentenehepaar die Jugendverbände der Peronistenpartei in den Luna Park gebeten. Die Konzerthalle im Herzen Buenos Aires‘ ist ein historischer Ort: 1936 wurde hier der tote Tango-Sänger Carlos Gardel aufgebahrt, 1944 lernte hier die Schauspielerin Eva Duarte ihren späteren Ehemann Juan Perón kennen und 1989 feierte der Fußballer Diego Maradona hier eine pompöse Hochzeit.

Wenn man sich in Argentinien in einer Partei engagiert, dann benutzt man das Verb „militar“. Ein passendes Wort, wenn man sieht, welche Menschenmassen an jenem Septemberabend zum Luna Park marschieren: junge Leute in Jeans und Trainingsjacken, die trommelnd und singend weiß-blaue Fahnen schwenken, denn die Nationalflagge ist gleichzeitig das Banner der Peronisten. Die Partei und das Land sind schwer zu trennen. Die nach Gründer Juan Perón benannte Bewegung dominiert Argentinien, sie bedient alle politischen Spektren von rechts bis links, ihre Rolle ist in Deutschland wohl nur mit der Bedeutung zu vergleichen, die die CSU lange Zeit in Bayern hatte. Das Präsidentenpaar Kirchner gehörte zum linken Flügel der Partei, der wie alle Peronisten auf das gleiche Fundament baut: das Nationalgefühl und die Armen. Eine große Machtbasis in Argentinien, denn wie in vielen Ländern Südamerikas klaffen auch hier arm und reich weit auseinander. 40 Prozent der Bevölkerung müssen sich mit zehn Prozent des Volkseinkommens begnügen, etwa ein Viertel der Bevölkerung lebt unter der Armutsgrenze, während der Wirtschaftskrise zum Jahrtausendbeginn war es über die Hälfte. Auch vor dem Luna Park stehen „Descamisados“ (Hemdlose), Männer mit schmutzigen Gesichtern und Frauen, die ihre Kleinkinder an sich drücken. Sie richten all ihre Hoffnungen auf Líder wie die Kirchners.

Auf den steilen Rängen im Innern des Luna Parks herrscht derweil Stimmung wie bei einem Rockkonzert, auf den 15.000 Plätzen singen die Jugendlichen zu Trompeten und Trommeln peronistische Schlachtgesänge, einige schwenken Fahnen mit den Konterfeis von Che Guevara und Evita Perón. Der kommunistische Revolutionär und die Ehefrau des Faschistenfreundes Perón, der Mussolini und Hitler bewunderte, passen eigentlich nicht auf dieselbe Flagge. Für die jungen Parteigänger hingegen schon, die junge Evita mit wehendem Haar ist im Lauf der Jahrzehnte zum Symbolbild der Linkspersonisten geworden. Mit Perón verheiratet, aber im Herzen links, das ist die erste von drei Evitas, die in den Köpfen der Argentinier existieren. Die Mehrheit im Luna Park steht politisch noch weiter links von den Kirchners, die Reformen, die das Präsidentenpaar seit 2003 eingeleitet hat, gehen ihnen nicht weit genug. Die Menge singt kämpferisch „Hasta siempre Comandante Che Guevara“ (für immer Kommandant Che Guevara). Doch dann beginnt das mediale Feuerwerk. Auf einer Videoleinwand werden Szenen in schwarz-weiß eingespielt, Perón, wie er

von Anhängern umjubelt wird, Evita, wie sie am Rednerpult zu Tausenden spricht. Die elektrisierten Massen auf dem Bildschirm und die jungen Leute davor werden wie eins und lauschen. Dann Szenen von Opfern der Militärdiktatur, der Wirtschaftskrise, dann ein eingeblendeter Schriftzug: „Der Kollaps des Neoliberalismus“, Interimspräsident Fernando de la Rúa, wie er im Helikopter vor den Demonstranten flieht, jemand ruft „Hijo de Puta“ (Hurensohn). Und dann die Erlöser, Cristina Fernández de Kirchner, wie sie Laptops an bedürftige Kinder verteilt und wie ihr Diego Maradona ein Nationaltrikot überreicht, dann wieder ein eingeblendeter Schriftzug: „Wir kommen alle an die Universität“, ein Raumschiff fliegt durchs Bild, alles ist grotesk entrückt, vor allem die Zuschauermenge. Als die Kirchners schließlich persönlich die Bühne betreten, wird Rockmusik gespielt, hellblau-weißes Konfetti fliegt, einige Mädchen werden ohnmächtig und müssen hinausgetragen werden. Cristina Fernández de Kirchner spielt gekonnt die beiden anderen Versionen der Evita, die neben dem Bild der verkappten Revolutionärin in den Köpfen der Argentinier spuken. Die 57-Jährige mit den rotstichig gefärbten Haaren und den aufgespritzt wirkenden Lippen spielt wie Evita die unschuldig-schöne Grazie an der Seite ihres Mannes. Sie gibt sich überwältigt vom Applaus, fasst sich gerührt an die Brust und verteilt Handküsse. Aber sie kann auch die dritte Rolle der Evita: die der Arbeiterführerin, die mit strengem Dutt den Menschen auf Kundgebungen und am Radio einheizte. Wie Evita bei solchen Auftritten trägt Cristina ein strenges graues Kostüm aus Jackett und Rock, als sie mit wenig weiblichen Schritten ans Rednerpult stapft. Ihre Reibeisenstimme rekapituliert die Erfolge ihrer Regierung. Mal ballt Cristina die Fäuste, streckt dann die Hände wieder Richtung Publikum aus oder schlägt aufs Pult – Evita-Gestik in Reinkultur. Eine Mädchenstimme ruft: „Ich liebe dich!“, Cristina antwortet: „Ich euch auch, ihr wisst gar nicht wie sehr.“ Auf der Tribüne tragen Jugendliche riesige Pappmascheefiguren der Kirchners und der Peróns. Doch sie stehen vermischt, Cristina neben Perón, Néstor neben Evita, irgendwie hat sich alles vermischt, doch das ist mittlerweile egal.

Cristina hat die Menge mit ihrem Evita-Habitus für sich eingenommen, nur Néstor kann den Péron nicht spielen. Wie ein Gespenst sitzt der 60-Jährige hinter dem Pult, die Augen glasig, sich abwesend die Lippe knetend. Er sollte ursprünglich hier sprechen, um das junge Parteivolk darauf einstimmen, dass er 2011 die Kirchner-Dynastie fortführen und seine Frau wieder als Präsident ablösen werde, auch wenn das noch keiner so offen ausspricht. Doch nun muss Cristina alleine weitermachen. Drei Tage vor dem Auftritt musste Néstor Kirchner sich erneut einer Herzoperation unterziehen, die Ärzte rieten von allem Stress ab, er ist trotzdem gekommen. Echte Vollblut-

politiker können nie von der Macht lassen, sie halten sich für unersetzlich; auch Eva Perón ließ ihren Unterleibskrebs erst behandeln, als es zu spät war.

Ich frage ein Mädchen, auf deren T-Shirt steht „Perón vive, Kirchnerismo al palo“ (Perón lebt, Kirchnerismus an die Spitze), warum die Peróns immer noch so beliebt sind: „Sie haben so viel für die Armen und junge Leute getan“, sagt sie ein wenig unbeholfen, so plötzlich aus der Ekstase gerissen. Ob Cristina wie Evita ist? „Ein bisschen“, sagt sie und lächelt.

6.2 Jubelperser und Prinzessinnen-Storys

Stefan Kuhn sieht das ein bisschen anders. Kuhn ist leitender Redakteur des „Argentinischen Tageblatts“, das für die langsam verschwindende deutsche Minderheit im argentinischen Bürgertum schreibt. In einem Straßencafé am nächsten Tag nennt der Journalist die Jungperonisten im Luna Park „Jubelperser, die in Bussen aus der Provinz angekarrt wurden“. Denn den Kirchners jubelt zu diesem Zeitpunkt kaum noch jemand zu in Argentinien. „Ihr Stern ist seit zwei Jahren im Sinken begriffen“, sagt Kuhn. Bis 2008 war das Präsidentenehepaar recht beliebt, es hatte Argentinien aus der Wirtschaftskrise geführt, auch weil der boomende Nachbar Brasilien Hunger auf Argentinien's Agrarexporte hatte, und die Armut im Land gesenkt. Doch dann wollte Cristina Fernández de Kirchner, die ihrem Mann 2007 im Präsidentenamt gefolgt war, die Agrarzölle erhöhen, mit denen die Regierung die Lebensmittelpreise im Land subventioniert. Damit brachte sie die seit Jahrhunderten mächtigen Großgrundbesitzer gegen sich auf, sie streikten. Als die Regale leer blieben, schlugen sich die meisten Argentinier auf die Seite der Landwirte. Dann wollte die Regierung ein Mediengesetz einführen, um Monopole zu zerschlagen, und liegt seitdem im Streit mit der mächtigen Clarín-Gruppe, dem größten Zeitungsverlag und Internetanbieter. „Die Kirchners machen vieles richtig, aber sie verkaufen es schlecht“, sagt Kuhn. „Sie schüren viel Sozialneid, dabei greift Cristina in ihren Appellen rhetorisch oft auf Evita zurück, wenn es um die soziale Gerechtigkeit und die Umverteilung von unten nach oben geht.“ Doch sei die studierte Anwältin Cristina Kirchner durch und durch Realpolitikerin. Sie besucht Schulen und schüttelt Hände, doch sie umarmt und küsst keine Leprakranken, wie es die Evita, die Frau des Volkes, tat. Dennoch ist Cristina Kirchner der Evita-Mythos hin und wieder nützlich. „Evita ist eine Sozialheilige, die die Partei noch mehr eint als Perón“, sagt Kuhn. „Man beruft sich auf sie, wenn es um die Einheit in der Partei geht oder um linke Forderungen.“ Denn Evita hat im Gegensatz zu ihrem Mann Juan Perón nie aktiv in der Politik gewirkt, das Militär verweigerte ihr damals das Vizepräsidentenamt. Stattdessen agier-

te Eva Perón in der Grauzone hinter Präsident Perón, gründete Stiftungen, setzte erfolgreich das Frauenwahlrecht durch und sammelte Spenden für die Armen, teilweise mit rabiaten Mitteln. „Sie fuhr gerne einmal mit Gewerkschaftern vor eine Fabrik vor und sagte: So, wir brauchen jetzt 300 Fahrräder für ein Kinderheim“, sagt Kuhn. Wer sich weigerte, konnte den Laden dichtmachen. Dass Evita ihre Spenden wie eine Fee persönlich an die Armen verteilte, trug zu ihrem Mythos bei, führte aber auch zu einer Art Nehmerkultur in der argentinischen Unterschicht. Geordnete Sozialhilfe, der die Gelder wiederum fehlten, hätte hier Nachhaltigeres leisten können. „Und wenn man erwähnt, dass sie sich selbst ganz schön bereichert hat, wird man von Peronisten gleich in die bürgerlich-liberale Ecke gestellt“, sagt Kuhn. Da Evita als uneheliches und nie anerkanntes Kind selbst aus einfachsten Verhältnissen kam, gab der von ihr zur Schau gestellte Luxus und die pompösen Kleider den Armen im Gegenteil das Gefühl, selbst an ihrer Aschenputtelzur-Prinzessin-Story teilzuhaben. Den Gerüchten, dass ihr Geld aus Reichtümern stammte, die untertauchende Nazi-Größen nach dem Krieg nach Argentinien mitbrachten, wurde nie nachgegangen. Auch im Bereichern war sie so etwas wie ein Vorbild für die Kirchners, die ihr Vermögen durch Immobiliengeschäfte und Insider-Handel in Patagonien vervielfachten. Doch in Argentinien wird vieles nachgesehen. „Evita ist auch nicht mehr das rote Tuch, das sie einst für viele Bürgerliche war, die von ihr nur als ‚esa mujer‘ (diese Frau) sprachen“, sagt Kuhn. „Ich glaube, insgesamt ist sie nicht mehr so wichtig für die politische Diskussion, wie sie früher war.“

6.3 Identität fernab jeder Kritik

In erster Linie ist es die Peronistenpartei, die ihr Andenken hochhält. In Buenos Aires' Stadtviertel Palermo, nahe des Zoos und des Botanischen Gartens, gibt es ein Evita-Museum. Der weiße Jahrhundertwendepalast war ein Hotel, bevor Evita es 1948 für ihre Stiftung übernahm und hier eine Art Frauenhaus einrichtete. Die Militärs, die Juan Perón 1955 aus dem Amt gepusht hatten, schlossen es. Der argentinische Staat kaufte es schließlich wieder und richtete hier 2002 zu Evitas 50. Todestag ein Museum ein. Ihre Wohltaten werden in Fotos, Videos und Vitrinen erklärt und Schulbücher gezeigt, in denen sie wie eine Heilige dargestellt ist. Brasilianische Touristen – wie überall in Argentinien sind die neureichen Nachbarn die größte Besuchergruppe – machen Fotos von der riesigen Vitrine mit Evitas luxuriöser Abendgarderobe. Eine Amerikanerin ruft vor einem Gemälde: „She was beautiful!“ Dabei war Evita nie eine klassische Schönheit. Die etwas blasé, zierliche Frau stach eher durch ihre Zerbrechlichkeit hervor, die stark

mit der Entschlossenheit kontrastierte, mit der sie Menschenmassen aufrütteln konnte. Als Schauspielerin am Theater und beim Film hielt sich ihr Talent eher in Grenzen, doch ihre Stimmbildung machte sie zur begnadeten Radiorednerin. Aus den Lautsprechern im Museum klingt noch ihre feurig-schnarrende Stimme. Über ihre Schattenseiten, woher das Geld kam, dass sie über den Armen ausschüttete, wird im Museum kein Wort verloren.

Pablo Vazquez bittet in sein Studierzimmer, ein Raum voller Bücher und alter Zeitungen – jene, in denen Evita, oder besser: ihre Ghostwriter schrieben und jene, die die Peróns zensieren und einstellen ließen. Vazquez arbeitet für das Instituto de Investigaciones Históricas Eva Perón (Institut für historische Eva-Perón-Studien), die das Museum mit Geldern des Kulturministeriums betreibt. Als ich ihn frage, warum man nicht auch die negativen Aspekte Evitas im Museum beleuchtet, schaut er mich durch seine dicken Brillengläser an und fragt: „Von welcher Zeitung sind sie nochmal?“ Dann antwortet er: „Es wird schon so vieles negativ über sie dargestellt, vor allem im Ausland“, sagt Vazquez und nennt abfällig „diese Rockoper“ und die Verfilmung des Musicals mit der Sängerin Madonna. „Wir wollten das Positive hervorheben, um später in die Diskussion mit den Kritikern zu treten.“ Wann das sein soll, kann er nicht sagen, man müsse noch forschen.

Die Peronistenpartei tut viel, um Evitas Andenken hoch zu halten. Vor dem Museum steht ein Reisebus. Eine Frauengruppe aus der Provinz war auf Einladung der Partei zu Besuch, nun kehren die älteren Damen in ihren Heimatort Lomas de San Mora zurück, wo sie schwangeren Frauen helfen, sich gegen die Abtreibung zu entscheiden. Ob sie Peronisten seien? „Bárbaro! De muerte“, (Klar, bis zum Tod)“, sagt Elita Almaras, bevor sie in den Bus steigt, „aber die aktuelle Regierung finden wir nicht gut.“

Da die Peronistenpartei von rechts bis links alles bedient, gibt es in ihr viele Strömungen, die sich gegenseitig Opposition machen. Die Soziologin Gabriela Agosto etwa arbeitet für die Stiftung „Observatorio Social“, die ein peronistischer Abgeordneter leitet, der in Opposition zu den Kirchners steht. Aber ihr Büro hängt voller Evita-Gemälde, sie trinkt aus einer Evita-Tasse. Die Figur ist bis heute das vielleicht einzige, das die Partei eint. „Wir arbeiten in sozialen Themen“, sagt Agosto. „Evita ist sicher die Referenz des Sozialwesens in Argentinien, denn an Soziales und Gemeinwesen zu denken, ist sicher schwierig ohne ihr Vorbild.“ Vielleicht ist aber genau das das Problem im argentinischen Sozialwesen. Statt einer geordneten Sozialhilfe gibt es oft nur Almosen, wie sie Evita verteilt hat. Präsidentin Cristina Fernández de Kirchner wirbt etwa damit, drei Millionen Netbooks, Laptops mit Internetanschluss, an arme Schulen verteilt zu haben, aber an vielen der Schulen fehlt es am nötigen Stromanschluss. Aber was zählt, ist die Geste, wie bei Evita. „Evita hilft, sich eine Identität zu geben, einen Weg, einen Horizont,

den man ansteuern kann“, sagt die Soziologin Agosto. Solche Leute nennt man in Argentinien auch Banderas (Fahnen), hinter denen man sich versammeln kann. Das hat auch damit zu tun, wie Argentinier politische Führung verstehen und mit der Sehnsucht nach einem Líder. In Argentinien haben die Präsidenten, anders als in einer parlamentarischen Demokratie wie Deutschland, große Machtbefugnisse. „Das argentinische Ideal hat viel mit Charisma und Persönlichkeit zu tun, es gibt eine Verbindung ohne Zwischenmittler zu dem Líder, wenn sie durchschnitten wird, wird das Volk zum Waisen und sucht einen neuen Anführer“, erklärt Agosto. Dieses Modell sei nicht per se schlecht, „es kommt darauf an wie es benutzt wird, vonseiten des Líders und des Volkes“. Das vergangene Líder wie Perón und Evita auch Jahrzehnte nach ihrem Tod einen solchen Stellenwert haben, erklärt Agosto folgendermaßen: „Heute fehlt es in Argentinien an Horizonten, an Banderas und verlässlichen Projekten, viele Jugendliche habe keine politische Identität“, sagt sie. „Daher versucht man, die Jugendlichen mit den alten Mythen einzufangen.“ Doch jeder, der den Mythos aufgreift, verändert ihn und passt ihn seinen Bedürfnissen an. Dabei habe Cristina Kirchner, die Anwaltstochter und Profipolitikerin, weder politisch noch von ihrem Lebenslauf etwas mit der Politprinzessin Evita gemein. Ohnehin sei Evita „gestorben, als es Argentinien nach dem Weltkrieg noch gut ging, niemand weiß, wie es in der Wirtschafts- und Staatskrise mit ihr weitergegangen wäre“, sagt Agosto. Doch wie Che Guevara starb sie schön und jung, zu jung, um sich am dauerhaften politischen Erfolg messen lassen zu müssen. Und wie bei Guevara blieb Eva Perón auch nach dem Tod als politisches Symbol einflussreich. Die Militärs, die im Land die Macht übernommen hatten, versteckten ihren Leichnam in Italien und Spanien, man wollte sie verschwinden lassen. „Fast zwanzig Jahre hat es gedauert, bis man sie wiedergefunden und auf dem Friedhof Recoleta begraben hat“, sagt Agosto. „Wann findet die Frau endlich ihre Ruhe?“

6.4 Die letzte Ruhe muss warten

Ihre Ruhe findet Eva Perón auch im Grab in Recoleta nicht. In der surrealen Friedhofsstadt der Reichen und Wichtigen, zwischen all den Steinpalästen, Kreuzen und weinenden Engelsskulpturen, liegt sie fünf Meter tief unter ihrem Familienmausoleum. Doch jeden Tag kommen Hunderte von Verehrern, die Fürbitten sprechen und Plastikblumen – echte Blumen würden in der Sonne verdorren – am Torgitter hinterlassen, und noch mehr Touristen. Während die Besucher aus den USA, Brasilien und Deutschland mit Einkaufstüten vor der schwarzen Marmorgruft stehen und Fotos knipsen,

schauen Janina und Gabriela verstohlen um die Ecke aufs Grab. Die beiden 17-jährigen Schülerinnen sind aus Neugier hergekommen; Schulausflüge an Evitas Grab stehen in Buenos Aires' Schulen schon lange nicht mehr auf dem Pflichtprogramm. „Sie ist wichtig für unsere Geschichte“, sagt Janina. „Aber ein Vorbild ist sie nur für die, die politisch sind. Ich will Kunst studieren.“ Gabriela sagt: „Sie war schon vorbildlich, weil sie alles gegeben und sich aufgeopfert hat, das machen die Politiker heute nicht mehr.“ Eine neue Touristengruppe kommt vor das Grab, ihr Reiseführer leiert seinen Text hinunter. „Wie Peróns erste und dritte Frau ist sie an Unterleibskrebs gestorben, am Ende wog sie nur noch 33 Kilogramm“, sagt er. „Nachdem ihr Leichnam wieder nach Argentinien zurückgebracht wurde, hat man sie hier in der Familiengruft begraben lassen. Ein letzter Triumph über die Reichen, könnte man meinen. Doch hätte man sie gefragt, dann hätte sie sich lieber auf dem Volksfriedhof Chacarita begraben lassen.“

In Chacarita liegen die Männer und Frauen des Volkes begraben, Präsident Perón und der Tangosänger Carlos Gardel etwa. Evita passt hier nicht mehr hin, sie ist weit über ihre Klasse aufgestiegen und findet keine Ruhe, denn sie wird noch als Symbol gebraucht. Als ich Chacarita besuche, um Gardels Grab zu finden, begegne ich zwei alten Damen, die sich gegenseitig stützen. Die beiden Cousinen suchen buckelnd das Grab ihrer Urgroßmutter, doch sie finden es einfach nicht mehr. „Evita?“, sagt die 86-Jährige Rosa Masiotra. „Ich mochte sie nicht. Was sie den Armen gegeben hat, hat sie anderen Leuten weggenommen. Das waren keine schönen Zeiten.“ Zeiten, die sie gern vergessen würde. Dann ziehen die beiden alten Damen weiter, wie zwei Gespenster über den Friedhof, das Grab ihrer Urgroßmutter suchend. Wo das Grab Evitas steht, wird Argentinien jedoch lange nicht mehr vergessen. Denn Eva Perón wird noch gebraucht, als Mythos und als Vorlage für das Soziale und Politische, und es wird noch lange dauern, bis sie ihre letzte Ruhe findet.

7. Diego Maradona – der Wiederaufersteher

Der König ist tot, wieder einmal. Mit traurigen Augen, grau meliertem Vollbart und wallendem Haar tritt der König vor seinen Hofstab, um sich zu verabschieden. Die Höflinge applaudieren minutenlang und rufen immer wieder seinen Namen, „Diego!“, ein Mann schreit: „Du musst weitermachen!“ Mit bitterem Lächeln lässt der König den Applaus über sich ergehen, schließlich hebt er die Hand, um Ruhe zu gebieten. „Danke Jungs, dass ihr gekommen seid“, beginnt die Rede des Königs. „Es ist schön, was ihr sagt, aber die Entscheidung ist getroffen, nicht von mir, logischerweise.“ Dann

stellt der Gebieter die Regeln auf: „Ich werde keine Fragen beantworten, denn noch immer schmerzt mir die Seele.“ Die graue Eminenz stößt einen tiefen Seufzer ins Mikrofon vor sich aus.

Dann folgt die Generalabrechnung mit den Königsmördern. „Es läuft etwas falsch im argentinischen Fußball“, sagt Diego Armando Maradona, der größte Fußball-Mythos, den Argentinien, vielleicht sogar die Welt je hervorgebracht hat, wenige Stunden nach seinem Aus als argentinischer Nationaltrainer auf seiner Pressekonferenz. „Sie haben mich gerufen, um ein Feuer zu löschen. Wir haben es gelöscht. Und dann, als wir mit mehr Zeit und Ruhe hätten weiterarbeiten können, passierte das, was in den vergangenen Stunden geschehen ist. Was ist passiert? Grondona hat mich angelogen, denn er sagte mir, dass er mit mir weitermachen möchte. Bilardo hat mich verraten und in meinem Schatten an meiner Absetzung gearbeitet.“

Diego Maradona ist voller Hass auf den argentinischen Fußballverbandspräsidenten Julio Grondona und den Sportdirektor Carlos Bilardo. Dass sie den ehemaligen Weltklassefußballer aus der Versenkung geholt, ihn vor anderthalb Jahren aus dem Nichts zum Nationaltrainer gemacht hatten, um die Qualifikation für die Fußball-Weltmeisterschaft zu retten, und den Mythos Maradona dadurch wieder auferstehen ließen, zählt nicht mehr. Denn nach dem Ausscheiden im Viertelfinale der Fußball-WM in Südafrika haben sie ihn, den Unantastbaren, aus dem Amt gedrängt, so sieht es der 49-Jährige an diesem 28. Juli 2010. „Verrat lauert um die Ecke“, sagt der Gestürzte bestürzt, „es gibt Leute, die nicht das Beste für den argentinischen Fußball wollen.“ Das Beste, das liegt hier impliziert, ist Diego Maradona selbst. Keiner der anwesenden Journalisten auf der von Maradona einberufenen Pressekonferenz widerspricht dem König. Dabei könnte man, statt zu applaudieren, durchaus einwenden, dass ein 0:4 im Viertelfinale gegen Deutschland, gespickt von taktischen Fehlern des Trainers, trotz einer Auswahl von Weltklassefußballern, durchaus ein Grund für eine Trennung ist. Er hätte ja auch bleiben können, wenn der als Trainer unerfahrene Maradona die Forderung von Verbandspräsident Grondona angenommen, seinen Trainerstab ausgetauscht und endlich Ratschläge angenommen hätte. Doch Kritik und Eingestehen eigener Schwächen waren noch nie Maradonas Sache. „Ich werde nichts ändern“, sagt der Fußball-König. „Und wissen Sie warum? Weil ich Werte und Verhaltenscodes habe, die die nicht haben. Das haben mir meine Alten beigebracht. Das habe ich von klein auf gelernt, seit ich bei Argentinos Juniors angefangen habe.“

Bei dem Fußballklub begann mit neun Jahren Diego Maradonas Aufstieg zu einem der größten Fußballmythen der Welt. Schon als Jugendspieler führte er bei den Profispielen in der Halbzeit dem Publikum seine Kunststücke mit dem Ball vor. Schnell war klar: Der Junge ist etwas Besonderes. Den

argentinischen Kultklub Boca Juniors führte der Ballzauberer zur Meisterschaft, ebenso den ewigen Underdog SSC Neapel in Italien und schließlich Argentinien zur Weltmeisterschaft 1986. Beim Turnier zeigte Maradona im Viertelfinale gegen den Erzfeind England, gegen den Argentinien vier Jahre zuvor im Falkland-Krieg unterlegen war, alle Facetten seines Genies und seines Wahnsinns. Vor 115.000 Zuschauern im Aztekenstadion in Mexikostadt spurtete er aus der eigenen Spielhälfte los, den Ball so eng am Fuß führend, wie ein Tangotänzer seine Partnerin an sich schmiegt. Einem Slalom gleich umkurvte er die gesamte englische Abwehr und schließlich den Torwart. Der Treffer gilt heute als Tor des Jahrhunderts und begründete den Mythos von Maradonas Spielkunst. Berühmter aber noch machte ihn das Tor, das er vier Minuten zuvor erzielt hatte. Mit der Hand boxte der Fußballer irregulär den heranfliegenden Ball über die Linie. Aber Diego durfte das, man nannte ihn danach „die Hand Gottes“ und „D10z“, was sich als „Diez“ (Zehn), seine Rückennummer, lesen lässt oder „Dios“, Gott. Maradona glaubte irgendwann selbst, ein Gott unter Menschen zu sein. Denn er lebte in der Tat stets nach den Codes, die er in den Slums von Buenos Aires gelernt hatte. Er umgab sich mit seinem Familienclan und einem Gefolge aus Günstlingen, die ihm nie widersprachen, auch nicht als er gegen Karriereende in einem Sumpf aus Kokainsucht und Doping versackte.

Widerworte ist er nicht gewohnt, auch nicht von den Medien. Der König schließt seine Rede mit den Worten. „Ich gehe mit dem reinen Gewissen, alles gegeben zu haben, und den Stolz vermittelt zu haben, Argentinier zu sein. Nichts weiter.“ So spricht der König und verlässt unter dem Applaus seiner Höflinge den Saal.

Dann ist der König endgültig tot. Nach der Pressekonferenz Ende Juli verschwindet Maradona monatelang von der Bildfläche. Als ich im September in Argentinien ankomme, ist der einzige der vier argentinischen Mythen, mit dem ich noch sprechen könnte, aus dem öffentlichen Leben verschwunden, wieder einmal. Der Tod und die folgende Wiederauferstehung sind das bestimmende Motiv im Leben des Diego Armando Maradona. Er war schon tot, als er als Kleinkind in den Slums von Buenos Aires in eine Jauchegrube fiel und fast ertrank. Sein Onkel hörte die Schreie und zog ihn hinaus. Seitdem leidet Maradona unter Platzangst, doch es war auch auf eine andere Art prägend. Seitdem weiß er: Wie tief ich auch in die Scheiße falle, ich komme heraus, immer wieder. „Maradona hat mehr Leben als eine Katze“, sagen mir immer wieder Argentinier, mit denen ich über den gottgleichen Fußballer spreche. Er war schon am Ende, als ihn der italienische Fußballverband 1991 in Neapel positiv auf Kokain testete und 15 Monate sperrte. Doch er stand wieder auf, startete grandios ins WM-Turnier 1994, bis er wieder durch einen Doping-Test fiel. Und er war so gut wie tot, als er 2004

in eine Klinik in Buenos Aires eingeliefert wurde. Seine Drogensucht hatte einen Herzanfall verursacht. Die Leute vor dem Krankenhaus zündeten Kerzen an und errichteten Altäre und tatsächlich: Maradona stand von den Toten auf. Der Fußballer moderierte seine eigene Fernsehshow „La Noche del 10“ (Die Nacht der 10)“, sie wurde abgesetzt, Maradona brach zweimal in kürzester Zeit zusammen und ließ seine Alkoholsucht in einer Psychiatrie behandeln. Er kam zurück, als Trainer der Nationalmannschaft, nur um nach dem 0:4 gegen Deutschland im WM-Viertelfinale wieder zu verschwinden.

Im Herbst 2010 aber scheint sich der Mythos Maradona endgültig nicht mehr zu erholen. Als die Basketball-Nationalmannschaft Argentiniens bei ihrer WM blamabel ausscheidet und sich trotzdem feiern lässt, titelt die Zeitung „Clarín“: „Wie Maradona!“ Die Presse, die ihm Monate zuvor noch applaudiert hatte, scheint seine Hybris und seine Ausfälle nicht mehr hinnehmen zu wollen. Schon nach der erfolgreichen WM-Qualifikation im Oktober 2009 hatte Maradona auf einer Pressekonferenz zu den Journalisten gesagt: „An alle, die nicht an uns glaubten – die Damen mögen mir verzeihen – : Ihr könnt mich mal! Ihr könnt mir mal so richtig einen blasen! Bei mir ist immer alles schwarz oder weiß, nie grau. Dafür, wie ihr mich behandelt habt, könnt ihr mir immerzu einen blasen!“ Der Journalist Juan Carlos Pasman schrieb danach eine Abrechnung mit Maradona und seinem schädlichen Einfluss auf den argentinischen Fußball. Der Titel des Buches, das nach dem WM-Fiasko erschien, war die Beleidigung, die Maradona damals nach seiner Schimpftirade persönlich an Pasman richtete: „La tenés adentro.“ (Du hast ihn/es in dir stecken). Nach Jahrzehnten der blinden Gefolgschaft sieht es nun so aus, als könnte sich die argentinische Medienlandschaft endlich von der Vergötterung Maradonas lösen. Doch der Weg dorthin ist schwierig.

7.1 Der geliebte Feind

„Man weiß nie, wie er auf eine Frage reagiert, er erzeugt Angst bei vielen Journalisten“, sagt Ariel Senosiain, der Maradona bei der Pressekonferenz in Uruguay und bei der WM in Südafrika aus der Nähe erlebt hat. Ich treffe Senosiain bei TyC Sports, dem größten Sportsender Argentiniens, wo er die Fußball-Sendung „Estudio Fútbol“ moderiert. Der Fernsehjournalist legt seine beiden Handys beiseite, um immer wieder eines aufzugreifen und zu telefonieren. Zwischendurch sagt er: „Maradona kann Journalisten zerstören, die ihn kritisieren. Befreundete Journalisten aber, die ihn bedingungslos schützen, bedient er mit Interviews, er zieht sie hinter sich her.“ Es ist auch in Deutschland oft anzutreffen, dass Sportreporter die Nähe und

Freundschaft zu den Athleten suchen, denn oft hängt die Karriere davon ab, dass man exklusive Informationen erhält. Aber in Argentinien verschwimmt bisweilen jegliche professionelle Distanz. Ein Beispiel ist Marcelo Palacios, mit dem Senosiain zusammen „Estudio Fútbol“ moderiert. Die Kernkompetenz des schmierigen Schwergewichts ist es, mit Maradona befreundet zu sein. Das hat Palacios eine große Fernsehkarriere und eine eigene Restaurantkette verschafft. „Der ständig positive Journalismus, der das Bild des Gottgleichen transportiert, hat Maradona nicht geholfen, er lässt ihn die Realität nicht sehen und auf einer Wolke schweben“, sagt Senosiain. „Er ist es nicht gewöhnt, kritisiert zu werden, dabei hätte er mehr Kritik verdient, denn er ist kein großer Trainer und wird es wohl nie sein.“ Bei seinen ersten Versuchen als Klub-Trainer Anfang des Jahrtausends gewann Maradona bei den Provinzklubs Deportivo Textil Maniyú und Racing Club Avellaneda nur drei von insgesamt 23 Spielen. Die Journalisten, die das offen anmerken, bekämpft Maradona bis aufs Blut. „Er war immer ein Wettkämpfer, er braucht Feinde, weil er das Gefühl haben muss, jemanden besiegt zu haben“, sagt Senosiain. Und er braucht die Medien als Bühne: Das globalisierte Farbfernsehen erst machte Maradona zu der Ikone, die er ist. Die bewegten Bilder zeigten weltweit Menschen, die ihn nie im Stadion spielen sahen, zu welchen Bewegungen der stets pummelige, 1,65 Meter kleine Maradona auf dem Fußballplatz fähig war. Und nach der Karriere boten die Medien ihm die Bühne, um im Gespräch zu bleiben, wie einem Lothar Matthäus oder Boris Becker in Deutschland. Als ihn etwa sein Schosshündchen in die Oberlippe biss und sich Maradona daraufhin einen Bart stehen ließ, um die Wunde zu überdecken, ging die Meldung um die ganze Welt. „Sein Leben ist total televisiv“, sagt Senosiain, „er wird zu allem gefragt und hat zu allem eine Meinung, zu Stürmern der Nationalmannschaft, zu Kuba, Venezuela, zum Vatikan, ohne darüber viel zu wissen.“ Die Medien kommen einfach nicht an Maradona vorbei. Sie haben den Mythos des Fußballgottes Maradona selbst erschaffen und jetzt kommen sie nicht mehr ohne ihn aus. Dass sich die Presse künftig von ihm lösen kann, glaubt Senosiain nicht. „Er bleibt auf der Agenda, er ist einfach der größte sportliche Bezugspunkt in der argentinischen Geschichte“, sagt Senosiain. „Als er bei der WM in Südafrika zunächst Erfolg hatte, einte er das ganze Land wieder hinter sich, er war unser Líder, der uns das Gefühl gab, wer zu sein in der Welt, wie er es schon als Spieler tat.“ Die Faszination Maradona liegt auch in seiner Persönlichkeit begründet. „Uns Argentinern gefällt das Widersprüchliche, das Polemische“, sagt Senosiain, der selbst in einer Gated Community aufwuchs, einem abgeschirmten, bewachten Reichenvorort, und sich der Faszination des Helden aus der Gosse, der mit Viveza criolla (Gerissenheit des Kreolen) ganz nach oben kommt und auf die Regeln pfeift, nicht ganz entziehen kann.

„Aber man kann nicht das Beste aus beidem nehmen, man muss sich hier immer für eine Sicht entscheiden, alles gut oder alles schlecht.“ Bei Maradona war es meist das Gute, auch wenn er das gerne anders sieht.

7.2 Looking for Diego

Auch ich komme nicht ohne Maradona aus. Wochenlang versuche ich ihn zu erreichen, rufe Journalisten, enge Vertraute und argentinische Fußballgrößen an, treffe Leute, bekomme weitere Nummern, telefoniere mein argentinisches Handy-Guthaben leer, lade es wieder auf, telefoniere weiter, ohne Erfolg. Wie der Held des englischen Films „Looking for Eric“, der sich sein Fußball-Idol Eric Cantona herbeihalluziniert, meine ich schon, Maradona an Straßenecken zu erkennen. Doch es sind nur Plastikfiguren vor Geschäften, die Touristen zum Kauf von Fanartikeln verleiten sollen. Ich versuche, mit der Iglesia Maradoniana zu sprechen – einer Spaß-Religion, die an Maradonas Geburtstag Weihnachten feiert und deren Taufe darin besteht, den Ball mit der Hand zu spielen. Der Gründer und Hohepriester Alejandro Verón sagt mir am Telefon, er habe Anfragen aus aller Welt, nächste Woche komme ein Fernsehteam aus New York. 1.000 US-Dollar will er für ein Interview, das sei der Standard-Tarif für ausländische Printmedien. Wo bin ich nur gelandet?

Dann wird Maradona kurz gesichtet. Er trifft sich mit dem Bürgermeister von Buenos Aires, Mauricio Macri, und kurz darauf mit dem Präsidentenehepaar Kirchner. Maradona arbeitet hinter den Kulissen daran, sich wieder als Nationaltrainer einsetzen zu lassen. Der Fußballer hat schon immer mit den Mächtigen paktiert. Die Militärdiktatoren zweigten Staatsgelder ab, um das Gehalt des jungen Maradona zu zahlen und ihr wichtigstes Propaganda-Instrument im Land zu halten. Im Gegenzug ließ sich Maradona vor dem Falkland-Krieg in Militäruniform filmen. In Neapel soll die Camorra einen Teil seiner Ablösesumme bezahlt haben, als er aus Barcelona nach Italien kam. Es gibt Fotos, die ihn in inniger Umarmung mit den Mafiosi zeigen. Der argentinische Präsident Carlos Menem machte den drogenabhängigen Star zum Sportbotschafter, Maradona war genauso mit dem Turbokapitalisten befreundet wie später mit Kubas kommunistischem Staatschef Fidel Castro, bei dem er seinen Drogenentzug verbrachte.

Doch diesmal stehen die Chancen, dass die Mächtigen seiner Karriere auf die Sprünge helfen, nicht gut. Sein Nachfolger als Nationaltrainer, Sergio Batista, feiert Sieg um Sieg, in Umfragen der Zeitungen „Clarín“ und „La Nación“ sind jeweils 90 Prozent der Leser dagegen, dass Maradona als Nationaltrainer zurückkehrt. Auch die Kirchners wollen ihm nur

einen Fantasieposten im Sportministerium schaffen, falls er ihren Wahlkampf im nächsten Jahr unterstützt. Doch öffentlich äußert sich die Fußballikone nicht. „Er weiß, wie die Medien funktionieren und dass es ihm im Moment nicht hilft, über Fußball zu reden“, hat mir der Fernsehjournalist Ariel Senosiain mit auf den Weg gegeben. Dann, plötzlich, erreiche ich Alejandro Mancuso, Maradonas persönlichen Pressesprecher. Journalisten hatten mir vorher gesagt, die einzige Qualifikation, die er dafür habe, sei, dass er mit Maradonas Tochter ins Bett gehe. Aber er gehört eben zum Clan. „Die nächsten zwei Monate geht da gar nichts“, schmettert er meine Interview-Anfrage ab.

Am nächsten Tag gibt Diego Maradona ein großes Fernsehinterview. Es ist eine Szene, wie man sie in Deutschland nur aus den Sommerinterviews von Politikern kennt. Der 49-Jährige sitzt in der Frühlingssonne im Garten seiner Villa in Trébol, einem noblen Vorort von Buenos Aires, seine Beine erreichen kaum den Boden, ihm gegenüber sitzt: Fernando Niembro, ein Journalist und Busenfreund, der einst nach Maradonas Doping-Sperre 1994 in einem Buch über eine CIA-Verschwörung gegen ihn fabulierte. Argentinier schwadronieren gerne von einem weltweiten Komplott, das Argentinien davon abhalte, wieder zur einstigen Größe zurückzukehren. „Du hast ein Paradies hier“, flötet der weißhaarige Niembro. „Die Vögel, die Blumen, die Bäume – und trotzdem möchtest du weiter Nationaltrainer sein?“

Natürlich möchte Maradona. „Ich würde mein Leben geben, um wieder Nationaltrainer zu sein“, sagt er. „Ich bin verzweifelt, ich gäbe einen Arm dafür her.“ Dann klagt Maradona sein Leid, Niembro nickt verständnisvoll. So erhält man also Audienzen beim ungekrönten König Argentinien.

7.3 Auf ins Labyrinth

Ich versuche, andere Wege zu gehen, argentinische Wege. Ich finde heraus, wo César Luis Menotti zu Mittag isst. Der Weltmeistertrainer ist eine Legende im argentinischen Fußball, ein Philosoph auf der Trainerbank, der Maradona seit Beginn seiner Karriere kennt und versteht wie kaum jemand. Menotti hat keinen meiner Anrufe beantwortet. Aber er isst jeden Tag um ein Uhr ein Schinken-Käse-Sandwich in der Confiteria St. Moritz in Buenos Aires, unweit seines Büros. In dem belebten Café sitzt der bekennende Linksintellektuelle mit den langen, grauen Haaren, der einst vom freien, schönen, entfesselten Fußballspiel träumte und als Nationaltrainer der Militärdiktatur diente, vor seinem Sandwich und philosophiert über Fußball. Die Umsitzenden lauschen. Als Menotti sich erhebt, spreche ich ihn beim Herausgehen an, aber der hagere 72-Jährige winkt ab, er will nicht mehr über Maradona reden. An der Straßenecke bleibt er schließlich stehen, fischt mit

seinen dünnen Fingern eine Zigarette aus der Hosentasche, steckt sie an, bläst den Rauch aus und fragt: „Was willst du wissen?“

Ich will alles wissen: Warum ist Maradona, der ewige Kindskopf aus den Slums von Buenos Aires, ein derartiger Mythos in Argentinien? „Wer Maradona verstehen will, begibt sich in ein Labyrinth“, warnt mich Menotti und zieht erneut an seiner Zigarette und holt aus. „Ich habe ihn kennengelernt, als er 16 Jahre alt war: ein einfacher, bescheidener Junge, der in den Fußball verliebt war. Doch Maradona hat Dinge auf dem Fußballplatz gemacht, die kein anderer konnte. Nach dem WM-Titel 1986 begann er Maradona zu sein, er war der Beste der Welt. Danach fing ein anderes Leben an, Medien, Politik, Kultur und Wissenschaft, alles ist auf ihn eingepresselt und hat sich mit ihm beschäftigt, das ist nicht einfach für einen Jungen mit wenig Bildung. Keiner kann sich vorstellen, was es bedeutet Maradona zu sein. Er kann auf die einsamste Insel der Welt gehen und wird immer noch erkannt.“ Ich muss unweigerlich an den Dokumentarfilm „Maradona“ denken. Der serbische Regisseur Emir Kusturica begleitet den Fußballer darin auf jedem Schritt, doch Maradona kann kaum das Haus verlassen. Tut er es, wird er gleich von Menschenmassen umringt, Männer ziehen an ihm, wollen ein Stück des Göttlichen, Mütter reichen ihm ihre Kinder, damit er sie küsst. Dazu singt der spanische Sänger Manu Chao den Soundtrack: „Wenn ich Maradona wär, leben würde wie er, wenn ich Maradona wär, nichts würde ich falsch machen, vor keinem Tor, wenn ich Maradona wär, ich wär verloren an jedem Ort.“

Der Straßenlärm holt mich ins Hier und Jetzt zurück. Aber es gebe noch andere große Fußballer in Argentinien und Maradona spiele doch längst nicht mehr, entgegne ich dem Trainerphilosophen Menotti. „Maradona ist Maradona, er tut einfach immer, wozu er Lust hat“, haucht er. Das ewige Kind lebt den Traum von Tausenden aus, die nie haben werden, was er hat. Auch nach der Karriere, wenn er die mächtigen Fußballfunktionäre kritisiert, die ihn doch so reich gemacht haben, und sich seinen Freund Fidel Castro auf das linke Bein tätowieren lässt, sein Spielbein, eine linke Attitüde, mit der er spielt wie früher mit dem Ball. Maradona ist ein offenes Buch, die Leute lieben es, sie leben mit ihm mit. „Er ist mehrmals fast gestorben, das hat ihn den Menschen noch näher gebracht“, sagt Menotti. Auch darauf, wie Maradona es immer wieder schafft, sich selbst, seinen Ruhm und seine Fluchten in die Drogen zu überleben, hat Menotti eine Antwort. „Ich habe noch nie einen Spieler mit solch einer Physis erlebt, er hat sich von allem in kürzester Zeit wieder erholt.“ Maradonas dickliche Statur wird oft belächelt, doch kaum einer weiß, dass er als Kind mit Spritzen und Medikamenten behandelt wurde; eine nicht unübliche Praxis in Argentinien. Die Behandlung sollte aus dem schwächlichen Jungen, auf dessen Schultern die Bürde lastete,

eine ganze Familie aus dem Elend zu führen, einen echten Athleten machen. Doch das frühe Doping sorgte auch dafür, dass er auseinanderging wie ein Hefekloß, wenn er einmal aufhörte zu trainieren. Doch er hat es überlebt, wie er die Drogen, den Ruhm und den Fluch, er selbst zu sein, überlebt hat.

Ich frage Menotti, ob Maradona mit all seinen Rückschlägen und Comebacks eine Metapher für die wechselvolle Geschichte Argentiniens sein könnte. „Ach, er ist letztlich nur ein Fußballer“, sagt der alte Trainer, zuckt mit den Schultern und verschwindet um die Straßenecke.

Doch Diego Maradona ist mehr als nur ein Fußballer, das ist mir nun klar. Diego Maradona ist wie Argentinien und umgekehrt: Wer verstehen möchte, der muss das Widersprüchliche akzeptieren und das Gegensätzliche kennen. Ich begeben mich auf die Suche in das Labyrinth, das Diego Maradona ist. Es ist etwa 30 Kilometer lang, es beginnt in Villa Fiorito und endet in Trébol. Beides sind Vororte von Buenos Aires, beides ist die Heimat Diego Maradonas, und beides könnte gegensätzlicher nicht sein. Wer die 30 Kilometer zurücklegt zwischen Villa Fiorito, wo Maradona aufgewachsen ist, und Trébol, wo der 49-Jährige heute lebt, der begibt sich auf eine Reise von der Dritten in die Erste Welt, der lernt alle Extreme kennen, die Argentinien in sich vereint. Der Mythos Maradona ist vielleicht das einzige, was beide Gegensätze überbrückt. Maradona ist in Villa Fiorito aufgewachsen, hat im Dreck Fußball gespielt, wurde Weltmeister und besitzt heute ein Anwesen in Trébol, einer der teuersten Wohngegenden Argentiniens. Seine heutige Heimat ist eine Villa im Grünen, mit hohem Zaun und eigenen Sicherheitsleuten, die Neugierige vertreiben. In Trébol riecht es nach frisch gemähtem Rasen, Bedienstete pflegen hier die Vorgärten. In einem Baum vor seinem Haus hängen immer noch Plakate von seinen Anhängern, es gibt sie noch, sie fordern, dass er wieder Nationaltrainer werden soll, trotz des blamablen WM-Aus gegen Deutschland. Sie glauben immer noch, dass mit Diego alles besser wird. Keiner neidet ihm den Erfolg, im Gegenteil: Er ist einer der es geschafft hat.

Um das zu verstehen, muss man die 30 Kilometer nach Fiorito zurücklegen, über staubige Straßen, auf denen die Leute Pferdekarren fahren, weil sie sich Autos nicht leisten können.

Fiorito ist eine Villa. Das liest sich auf Deutsch sehr mondän: ein Landhaus im Grünen, mit Veranda und Springbrunnen. Doch Fiorito ist keine Villa, wie es Maradonas Haus in Trébol ist. Für Argentinier liest es sich „Wischa“: ein Elendsviertel, ein Slum, ein Stück Dritte Welt vor der Haustür, die keiner der Porteños (Bewohner von Buenos Aires) freiwillig betritt. 40.000 Menschen leben hier im Vorortselend, etwa die Hälfte ist ohne Arbeit, der Drogenhandel blüht. Die wenigsten Straßen sind geteert, die meisten Häuser sind Steinruinen ohne Dach, es riecht nach verbranntem Plastik. Die Menschen hier verbrennen den Müll vor ihren Häusern, denn niemand kommt, um ihn abzu-

holen. Kinder spielen Fußball auf einem abgezaunten Schulhof. Sie wollen eines Tages der Armut entkommen, wollen werden wie Maradona.

Für die Menschen in Villa Fiorito ist Maradona immer noch ein Held. Sein blau gestrichenes Jugendhaus liegt an einer ungeteerten Seitenstraße, davor stapeln sich Müllsäcke. Mittlerweile leben hier Hausbesitzer, die mich ebenso vertreiben wie es zuvor der Sicherheitsmann vor Maradonas Nobelvilla in Trébol getan hatte. „Maradona war schon lange nicht mehr in Fiorito“, sagt eine Nachbarin. Zuletzt war er 2008 hier, nachdem er sich 15 Jahre nicht hatte blicken lassen. Erst kam er mit dem Dokumentarfilmer Emir Kusturica, dann forderte Maradona bei einer Wahlkampfveranstaltung eines Lokalpolitikers, dass die Straßen in Fiorito geteert werden sollen. Doch geschehen ist nach Maradonas noblen Worten in Villa Fiorito nichts. Die Straße vor seinem verfallenen Jugendhaus ist immer noch aus Staub und Schlamm. Es ist wie so oft bei Maradona, der Stimme der Entrechteten: Er prangert öffentlich an, geriert sich als Rächer der Armen, unternimmt aber selbst nichts. Er spielt nur mit Rollen wie mit einem Ball, ohne sie zu verfolgen. Bis heute gibt es keine Maradona-Stiftung, keine der Millionen von Pesos, Lire und Dollars, die er in seiner Karriere verdient hat, ist nach Fiorito geflossen.

Zurück in der ersten Welt, in Belgrano, einem der teuersten Viertel Buenos Aires‘, sagt mir Fernando Signorini dennoch: „Er ist das Sprachrohr der Armen, er spricht für die, die nicht gehört werden.“ Kaum einer kennt Maradona so gut wie der braungebrannte 50-Jährige mit den blonden Haaren, der mir im blauen Adidas-Trainingsanzug in einem Straßencafé gegenüber sitzt. Signorini ist seit fast 30 Jahren Maradonas privater Konditionstrainer und bis heute ein enger Freund. Maradona war einer der ersten Fußballprofis, der auf Privattrainer und Berater setzte. Für die Clans aus Geldgierigen, die heute junge Fußballprofis umgeben und ihnen den Kopf verdrehen, stand Maradona sozusagen Modell. Bei der WM in Südafrika war Signorini Athletiktrainer der argentinischen Nationalmannschaft. Er ist einer der wenigen Auserwählten, für den Maradona echten Aufstieg bedeutete. Der argentinische Auswanderer arbeitete 1982 noch als Nachtwächter in Barcelona, wo Maradona auf seiner ersten Station in Europa spielte. Signorinis Frau lernte Maradonas Lebensgefährtin in einem Tennisclub kennen und stellte die beiden einander vor. Signorini ist einer aus Maradonas Clan, einer derjenigen, die ihn in seinem gottgleichen Status bestärken und ihm nie widersprechen, egal was er tut. „Das ist nicht opportun“, sagt Signorini. Der Konditionstrainer Gottes unterbricht kurz und geht an sein Handy. Ein Radiosender aus Neapel schaltet ihn live ins Programm, man hofft, dass Maradona seinen nahenden 50. Geburtstag in der Stadt seiner größten Vereinstriumphe feiern wird. Neapel, Süditalien, ein Landstrich, in dem viele Argentinier ihre Wur-

zeln haben, und das wie Argentinien auf bessere Zeiten und große Männer hofft, wie Maradona, oder die Mafia der Camorra, der man sich noch immer ausliefert. „Ich weiß nicht, was Diego als nächstes vorhat“, sagt Signorini der italienischen Hörschaft, die so sehnsüchtig auf Maradonas zweites Kommen hofft, „das weiß vorher nur er selbst und oft nicht mal das.“ Dann legt er auf, schüttelt den Kopf und teilt das Bild mit, das er von seinem Gönner hat. Signorini beschreibt Maradona als einen modernen Gaucho Gil, der sich gegen die Ausbeutung der Fußballer durch die Verbände einsetzt und für die Armen der Welt. Dass Maradona sich nicht dauerhafter engagiert, schiebt Signorini nicht auf die Launenhaftigkeit Maradonas. „Es ist nicht Diegos Aufgabe, Geld zu spenden“, verteidigt ihn sein Freund und Trainer. „Es ist die Aufgabe der Politiker, Strukturen zu schaffen.“ Doch die würden sich nur bei öffentlichen Auftritten mit Maradona sonnen, wie das Präsidentenehepaar Kirchner, das Maradona wenige Tage zuvor empfangen hat. Auch sie gerierten sich als die Helfer der Armen, setzten auf Personenkult und wären gern ein Mythos wie Maradona geworden.

„Das ist die große Illusion Argentiniens“, hat der Psychoanalytiker Carlos Pierini geschrieben. Sein Essay in einer Tageszeitung beschreibt Maradona als eine Metapher für die argentinische Realitätsflucht. Pierini erhielt daraufhin zahlreiche Drohbriefe von aufgebrachten Argentinern. „Maradona gaukelt den Menschen einen Aufstieg vor, der für die meisten Menschen nicht nachahmbar ist“, sagt er mir. Als ich in der Wohnung des Psychologen sitze und er mich durch seine Brillengläser mustert, fühle ich mich, als säße ich hier selbst auf der Couch. Doch es ist Argentinien, das hier untersucht wird. In keinem anderen Land der Welt gehen die Menschen so häufig in Therapie wie hier. Dafür muss es doch einen Grund geben. „Es ist die kollektive Neurose unseres Landes, immer wieder darauf zu vertrauen, dass ein Líder kommen und alles besser machen wird“, sagt Pierini. „Vielleicht ist es das Trauma, das wir nie überwunden haben, das Trauma, vor hundert Jahren eines der zehn reichsten Länder der Erde gewesen zu sein und das plötzlich alles verloren zu haben. Deshalb warten wir bis heute auf jemanden der kommt und das alles wieder richtet. Wir dagegen richten uns in Lethargie und Melancholie ein. Dabei sind wir es selbst, die unser Land haben verkommen lassen. Argentinien ist voller Bodenschätze und eines der gebildetsten Länder der Welt. Wer sagt, das alles, was etwa Afrika brauche, Bildung sei, der soll sich Argentinien anschauen“, sagt Pierini. Für ihn überbrückt der Mythos Maradona nicht die landeseigene Kluft zwischen Erster und Dritter Welt, das Labyrinth zwischen Trébol und Fiorito – er hält die Gräben der Gesellschaft aufrecht.

In den Wochen nach meiner Abreise bleibt es weiter verhältnismäßig still um Maradona. Er wird nicht wieder als Nationaltrainer eingesetzt, öffent-

lich liebäugelt er mit Trainerposten in Spanien und Russland, aber wie so oft verliert er schnell das Interesse daran. Seinen 50. Geburtstag feiert er nicht in Neapel, denn er schuldet den Behörden dort noch Steuern, sondern zurückgezogen in Buenos Aires, während die Iglesia Maradoniana leise Weihnachten feiert. Doch bald kommt wieder Ostern. Für die Maradona-Kirche liegt es im Juni, zum Jahrestag seiner Jahrhunderttore bei der WM 1982 gegen England. Und so sicher wie Ostern kommt, wird auch Diego Maradona, der ewige Aufersteher, wieder zum Leben erwachen, zur Erlösung aller Argentinier und zu ihrem Verhängnis.

8. Interview mit dem argentinischen Philosophen Juan José Sebreli über Mythen

Herr Sebreli, Sie haben das Buch „Comediantes y Mártires – Ensayo contra los Mitos (Komödianten und Märtyrer – ein Essay gegen Mythen)“ geschrieben, in dem sie mit Carlos Gardel, Evita Perón, Che Guevara, Diego Maradona und ihrer Rolle für die Argentinier abrechnen. Warum wollen Sie die Vier unbedingt entzaubern?

Weil ich glaube, dass alle mythischen Persönlichkeiten ein Hindernis für jede demokratische Gesellschaft darstellen. Man darf nicht auf die Rettung durch diese charismatischen, fast übermenschlichen Personen warten. Denn bei dem Heldenkult handelt es sich um keine demokratische, sondern eine autoritäre Tradition der argentinischen Gesellschaft.

Ist diese Sehnsucht nach einer starken Führerfigur, einem Líder, nicht etwas typisch Südamerikanisches?

Nein, in Chile oder Uruguay zum Beispiel gab es so etwas nie. In Brasilien gab es von 1930 bis 1954 den Präsidenten Getúlio Dornelles Vargas, um den ein ähnlicher Kult veranstaltet wurde wie um Juan Perón in Argentinien, aber der hörte nach Vargas' Tod auf. Hier dagegen bewundert man Perón und Evita als ob sie noch am Leben wären. Dabei haben sie nichts mit der Situation heute zu tun. Die meisten Argentinier sind nach Evitas Tod 1952 geboren und viele nach dem Tod Peróns 1974. Was mit Hugo Chávez in Venezuela passiert, wenn er einmal stirbt, weiß man nicht. Aber diese Obsession ist ein typisch argentinisches Phänomen, das es so in keinem anderen Land gibt.

Und die Bewunderung von Mythen behindert die Demokratie in Argentinien?

Genau, es herrscht eine undemokratische Mentalität. Eine Demokratie ist eine Vereinigung von gleichen und freien Menschen. Man kann nicht gleich

sein, wenn es Persönlichkeiten gibt, die über allen anderen stehen. Und man kann nicht gleich sein, wenn diese Persönlichkeiten autoritäre Macht ausüben.

Wo haben Gardel, Evita, Che und Maradona denn heute noch politische Macht?

In den Fällen Evitas und des Ches betrifft es direkt das Politische. Der Mythos Evita wird vom Peronismus am Leben gehalten und Che vom Sozialismus. Der Fall Gardel ist ein wenig anders, er ist der am wenigsten Negative der vier. Die neuen Generationen interessiert er nicht sonderlich, die Jungen kennen ihn kaum. Dennoch geht von ihm etwas Kulturkonservatives aus. Maradona lebt von seinem Kult und er erzeugt ständig Ereignisse, um in der Diskussion zu bleiben. Er spielt ja schon seit Jahren keinen Fußball mehr und viele Argentinier haben ihn nie spielen sehen, außer in Wiederholungen im Fernsehen. Maradona ist Opportunist, der sich von allen benutzen und helfen ließ. Er machte seine Karriere mit der Diktatur in Argentinien, das vergessen heute viele. Danach bandelte er nacheinander mit allen demokratischen Regierungen an, zuletzt mit dem Präsidentenehepaar Kirchner.

Hat diese Mythenverehrung etwas mit der argentinischen Geschichte zu tun?

Ja. Ende des 19. Jahrhunderts, Anfang des 20. Jahrhunderts noch waren die meisten argentinischen Einwohner Immigranten aus Europa: Italiener hauptsächlich, Spanier, Osteuropäer. Der Staat und die herrschende Klasse erachteten es also als unabdingbar, so etwas wie eine Religion des Vaterlandes zu erschaffen. Sie taten das mit guten Absichten, um die Immigranten und ihre Kinder zu integrieren. Die Helden waren Unabhängigkeitskämpfer und Staatsgründer wie San Martín, Belgrano und Sarmiento, nach denen heute noch viele Orte benannt sind. Über die Schulbildung wurde das eingepflegt, eine Mentalität, mehr Patriot als Staatsbürger zu sein. Ab den Dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts kamen dann die modernen Massenmedien auf, die das primäre Vehikel für den Mythenkult sind.

Welche Rolle spielten die Medien genau?

All diese Erziehung zum Kult dehnte sich auf die Medien aus und die Personen, die mit ihnen aufstiegen: Gardel im Theater, Kino und Radio, Evita im Radio und Kino, Che Guevara in Zeitschriften und Fotos und Maradona im Fernsehen. Maradona ist eine absolute Fernsehfigur. Die wenigsten haben ihn je im Stadion spielen sehen. Warum wurde er denn in aller Welt berühmt, wenn es andere Spieler gab wie den Brasilianer Pelé, die ebenso gut oder gar besser waren? Für Pelé kam das Fernsehen zu spät, Maradona hin-

gegen fiel genau mit der Globalisierung des Fernsehens zusammen. Er ist ein Idol, den das Fernsehen erschaffen hat.

Können Mythen denn nicht auch etwas Positives haben? Sie können doch einer Einwanderernation Zusammenhalt geben.

Das war im 19. Jahrhundert vielleicht so, als man die Vorfahren verehrte, aber doch nicht im 20. und 21. Jahrhundert. Um von Argentinien wegzukommen: Mythen sind notwendig und unvermeidbar in der primitiven Phase jeder Gesellschaft. Früher hatte der Mensch keine eigenen Antworten und schaute nach oben. Im Individuum dagegen ist der Mythos ein unabdingbarer Prozess in der Kindheit. Negativ wird es in der Politik, wenn man den Mythos bei erwachsenen Menschen der Gegenwart anwendet, um sie zu manipulieren.

Aber können Mythen in einem Land wie Argentinien, wo es derart große Unterschiede zwischen arm und reich gibt, nicht die unterschiedlichen Schichten einen?

Nein, die Mythen vereinen sie in der Illusion, nicht in der Realität. Das ist genau das Negative des Mythos. Er erzeugt die Illusion der Evita, des armen Mädchens, das aus dem Elend zum Reichtum findet, wie Gardel, wie Maradona, der in einer Villa Miseria (Elendsvorort) geboren wurde. Bei Che Guevara ist es anders, er kommt aus einer typischen Oberschichtsfamilie, die sozial abgestiegen ist. Aber er ist ein Symbol für den Kampf für Gleichheit, für die Konfrontation von Reichen und Armen, damit treibt er die Gesellschaft auseinander.

Aber Gardel, Evita und Maradona haben doch den sozialen Aufstieg geschafft.

Ihre Wege waren zu einzigartig, um ein Vorbild sein zu können. Doch sie dienen als eine Art symbolischer Kompensation: Schau her, ein Armer kann alles erreichen, auch wenn wir es nicht können. Das ist sehr gefährlich, denn es lenkt von bestehenden Missständen ab.

Wie wichtig war es für die Argentinier, dass die Vier Erfolge im Ausland feierten? Hat es ihre Mythen noch verstärkt?

Deshalb habe ich ja die Vier für mein Buch ausgewählt, weil sie die einzigen argentinischen Mythen sind, die man in der ganzen Welt kennt. Gardel war in Paris und in den USA ein erfolgreicher Künstler, Evita ist durch das Musical bekannt geworden und durch ihre Mode, die eigentlich die Mode Dior's war. Che ist für Linke in aller Welt ein Idol und Maradona für alle Fußballfans.

Warum ist das so wichtig für die Argentinier?

Argentinien ist ein Land, das sich sehr weit weg vom Zentrum der Welt fühlt. Einige Argentinier haben einen Minderwertigkeitskomplex, andere ein übersteigertes Geltungsbewusstsein. Sie fühlen sich als die Besten, die Porteños (Einwohner Buenos Aires‘) sind berühmt dafür in Südamerika. Und gleichzeitig fühlen sie sich minderwertig, weil sie glauben, dass keiner in der Welt die argentinische Großartigkeit anerkennt. Man fabuliert dann von Verschwörungen und Komplotten, um uns klein zu halten, das ist unter Rechten so verbreitet wie unter Linken.

Woher kommt das?

Es gibt dafür verschiedene Gründe, aber am ehesten erklärt es sich dadurch, dass Argentinien zu Beginn des 20. Jahrhunderts eines der zehn reichsten Länder der Welt war. Das Land stand im Fokus der Aufmerksamkeit und zog Massen von Einwanderern an. All das endete abrupt nach dem Zweiten Weltkrieg. Danach begann die Dekadenz, der freie Fall, der nicht stoppen wollte, bis hin zu Armut und Elend, das die Argentinier bis dahin nicht kannten. Daraus erklären sich die argentinischen Befindlichkeiten und der Erfolg des Peronismus, der neue Größe vorgaukelte.

In Deutschland gibt es keine derartigen Mythen. Liegt das an den furchtbaren Erfahrungen, die man mit Adolf Hitler gemacht hat?

Die Deutschen verstehen mittlerweile, wie gefährlich Mythen sind und halten Distanz. Hier gab es hingegen keinen Hitler. Der Peronismus war keine blutige Diktatur. Er war eine Diktatur, aber keine gewaltsame Tyrannei. Die Militärdiktatur von 1976 bis 1983 war blutig, aber sie hat keine Mythen hinterlassen, dafür war sie zu kurz an der Macht.

Gibt es überhaupt noch moderne Mythen in Argentinien?

In der heutigen Gesellschaft in Argentinien gibt es keine neuen Mythen mehr von der Qualität eines Gardels, einer Evita, eines Ches, eines Maradonas. Die Mythen entspringen heute dem Fernsehen und mittlerweile auch dem Internet, aber sie sind sehr flüchtig. Sie tauchen von einem Tag auf den anderen auf und lösen sich schnell wieder in Rauch auf.

Das müssten Sie ja positiv sehen.

Das ist positiv. Die Kirchners haben versucht, charismatische Líder zu werden, aber es ist ihnen nicht gelungen. Sie hatten nicht diese Fähigkeit, die Massen zu mobilisieren, wie sie Perón und Evita hatten. Auf diese Art waren sie wie eine Karikatur dessen, was Perón und Evita vor 50 Jahren waren. Sie sind ein Beispiel für das Scheitern darin, einen politischen Mythos

neu zu erschaffen. Es ist, wie Karl Marx einmal schrieb: „Die Geschichte wiederholt sich, beim ersten Mal als Tragödie, beim zweiten Mal als Farce.“

9. Fazit: Was die vier Mythen über Argentinien aussagen

Die Mythen Carlos Gardel, Evita Perón, Che Guevara und Diego Maradona leben noch heute unter den Argentinern. Wie gesehen, geben sie den Menschen weiter Identität, Hoffnungen und Illusionen, im Positiven wie im Negativen. Warum das so ist, lässt sich nach sechs Wochen im Land nur vorsichtig deuten, soll im Folgenden aber dennoch versucht werden.

Alle vier haben ihre sozialen Klassen überwunden, was ein Gefühl von sozialer Durchlässigkeit vermittelt, die in der Realität jedoch nicht gegeben ist. Speziell der Einfluss von Evitas unkoordinierter Almosenpolitik ist bis heute im argentinischen Sozialwesen spürbar.

Der Aufstieg der vier Mythen, nicht immer mit sauberen Methoden bewerkstelligt, bestätigt den Glauben an die *Viveza criolla* (Die Gerissenheit des Kreolen), was bisweilen im Kontrast zu ehrlicher Arbeit und langfristiger Solidität steht. Ihr Erfolg im Ausland gab den Argentinern das Gefühl, dass ihr Land endlich auch weltweit anerkannt wurde. Nachdem Argentinien in hundert Jahren von einem der zehn reichsten Länder der Erde zu einem Schwellenland herabgestürzt ist, lindert ihr Ruhm den Phantom-schmerz nach verlorener Größe. Und in ihrer wechselhaften Lebensgeschichte spiegeln sie das historische Auf und Ab Argentiniens und die Widersprüche im Land. Bisweilen aber spalten die Mythen das Land auch in Bewunderer und Verächter. Gemein ist allen Gruppen nur die Teilhabe an der historischen Größe eines Argentiniers, teilweise in Verkennung der tatsächlichen Person. Gardel bestärkt dabei die Argentinier in ihrem Glauben, Europäer auf dem falschen Kontinent zu sein, und entfremdet das Land gerade dadurch von seinen Nachbarn. Und Che reißt die Wunden von Linksterrorismus und Wirtschaftskrise auf und spaltet das Land in links und rechts.

Die argentinischen Mythen vereinen bis weit über ihr Lebensende hinaus noch Massen hinter sich, die Überwindung des Todes als ewig junges und schönes Idol deutet auf die Angst der Argentinier vor dem Tod und dem Älterwerden hin. Doch der Glaube an die Wiederkehr und die Erlösung durch die *Líder* hindert das Land am demokratischen Fortschritt.

Bis heute versuchen Politiker, aber auch Medien und Industrie, davon zu profitieren, indem sie sich auf die Mythen beziehen. Aber auch sie werden andersherum von den Mythen, die sie selbst geschaffen haben, verführt und instrumentalisiert, wie besonders das Beispiel Maradona zeigt. Doch gera-

de das Scheitern der Kirchners darin, sich durch Bezüge als neue Mythen zu inszenieren, deutet daraufhin, dass die alten Muster an Gültigkeit verlieren.

Insgesamt ist erkennbar, dass die Mythen Gardel, Evita, Che und Maradona an Brisanz und Einfluss verlieren, gerade im Politischen, und folkloristischer werden. Die Argentinier scheinen ihre Neurose nach Líder-Figuren allmählich zu überwinden und nehmen künftig ihr Schicksal vielleicht wieder in die eigene Hand, um illusorische Größe wieder durch echte Größe zu ersetzen.